Oecon.
804.w

804
<36605848260017
<36605848260017
Bayer. Staatsbibliothek

Adam Heinrich Hatzel's
Briefe

über

die Wirthschaft grosser Landgüter

und

über die Ursachen des geringen Ertrags derselben,

nebst

der Geschichte seines Schicksals auf seiner fünfjährigen ökonomischen Laufbahn zu Frankenberg im Dienste Sr. Excellenz des Herrn Geheimenraths Freyherrn von Pöllnitz, Landeshauptmanns zu Erlang, rc.

Heilbronn am Neckar
in der J. D. Classischen Buchhandlung.
1796.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Brief.

Du hoffest also, lieber Freund, durch die Niederlegung meines ökonomischen Amtes würde ich endlich einmal Zeit gewinnen, Dir meine Gedanken über die Wirthschaft grosser Landgüter, und über die Ursachen des geringen Ertrags derselben vollständig und im Zusammenhange mittheilen zu können. Dringender als jemals, schreibst Du mir, fordere Dich der geringe und entfernte Antheil, welchen Du an der Aufsicht über die Landgüter Deines Gebieters nehmen mußt, jetzt auf, mit Dir selbst einmal einig zu werden: ob die eigene Wirthschaft, oder die Verpachtung, oder die Zerschlagung grosser Landgüter den Besitzern grössere Vortheile gewähre. So sehr Du mich aber auch zur Eilfertigkeit ermahnest, so wünschest Du doch vor allen Dingen erst die ausführlichen und hinreichenden Gründe der plötzlichen Niederlegung meiner ökonomischen Geschäfte in Frankenberg zu erfahren. Allein, l. F.,

 in

in dieses Dein letztes Begehren kann ich nicht eher willigen, bis ich mich meines alten Versprechens entlediget habe, um nicht bey Dir gedoppelt in Schulden zu kommen. Meine Gedanken über die Wirthschaft grosser Landgüter ꝛc. erhältst Du nach und nach in Briefen, bald oder spät, je nachdem ich mich zur Betrachtung dieses Gegenstandes aufgelegt fühle. An diese Briefe werde ich die Erzählung dessen, was Du in Rücksicht meines niedergelegten Amtes wünschest, und überhaupt eine kurze Betrachtung meiner ökonomischen Laufbahn in Frankenberg anschliessen, die hie und da eine besondere Bestättigung meiner vorhergehenden allgemeinen Behauptungen seyn wird.

Vor allen Dingen aber werde ich erst Deine Meinungen und Grundsätze über grosse Landgüter und ihre Benutzung, so wie sie theils durch unsere mündlichen Unterredungen, theils aus Deinen Briefen an mich mir bekannt sind, zusammenstellen, um von Dir zu erfahren, ob ich auch den eigentlichen Gesichtspunct, aus welchem Du die Sache betrachtet wissen willst, vor Augen habe.

„Die

„Die Klagen, sagst Du, l. F., welche allent„halben über den geringen Ertrag solcher Landgü„ter geführt werden, die die Besitzer selbst durch „Verwalter, oder durch, unter mancherley Prä„dikaten, angestellte Aufseher bewirthschaften las„sen, sind nur allzusehr gegründet und als unwi„derlegbare Thatsachen bekannt. Man hat zwar „an verschiedenen Orten Versuche gemacht, den „Ertrag durch allerley neuere Einrichtungen zu „erhöhen; allein nicht nur erreichte man nirgends „seine Absicht, sondern meistentheils wurde der „bisherige geringe Ertrag durch die versuchten und „neu angebrachten Wirthschaftsmethoden noch „merklich vermindert. Diese für die Güterbesiz„zer sehr unangenehmen Erscheinungen veranlaß„ten von je her mannigfaltige Urtheile über die „Ursachen derselben, die mich im Ganzen genom„men eben so wenig befriedigen, als ich das un„widersprechliche Wahre einzelner Behauptungen „nicht verkenne. Man sagt: nur ein Bauers„mann kann aus der Feldwirthschaft Gewinn zie„hen; denn er arbeitet selbst, bedarf keine oder „nur wenige Taglöhner; und nur so lange bis

 „seine

„seine Kinder erwachsen sind, hat er Gesinde nö=
„thig. Natürlich, wenn Mann und Weib, Söh=
„ne und Töchter die Arbeiten selbst verrichten,
„alle Ausgaben für Arbeitsleute ersparen, muß
„da nicht Gewinn herauskommen? Aber die vor=
„nehmen Güterbesitzer können ihr Feld nicht selbst
„bauen, sie müssen alles durch fremde Leute thun
„lassen. Vieles Gesinde, eine Menge Taglöhner,
„einen oder mehrere Aufseher im Sold, entzie=
„hen dem Gutsbesitzer den Gewinn, welcher dem
„Bauersmann zu Theil wird. Noch mehr aber
„vermindert die gewöhnliche Faulheit und Träg=
„heit der Arbeiter, und die Nachlässigkeit der
„Aufseher den Ertrag eines Guts. Ueberdieß ist
„nicht einmal über die weitläuftige Wirthschaft,
„und über die Menge der Grundstücke eine ge=
„naue Aufsicht möglich, und nicht alles kann so
„vortheilhaft benutzt werden, wie bey einem klei=
„nen Bauerngut. Daher ist die Verpachtung der
„eigenen Wirthschaft weit vorzuziehen, indem der
„Gutsbesitzer dabey auf mehrere Jahre hinaus
„weiß, wieviel ihm sein Gut jährlich einbringt,
„und nicht erst auf das ungewisse Facit der Rech=

„nung

„nung warten, und nicht besorgen darf, der reine „Ertrag möchte gar auf Null herabfallen. Noch „weit besser aber wäre es, grosse Landgüter in „mehrere Bauernhöfe zu verwandeln, und diese „mit Zehnden, Gilden, und andern Abgaben zu „belasten. Auf diese Weise würden die Güterbe„sitzer von ihren Landgütern weit beträchtlichere „Vortheile als durch die eigene Wirthschaft und „durch die Verpachtung ziehen.

„Nach der Allgemeinheit dieser Behauptungen „zu schliesen, sagst Du, l. F., wäre die Sache „gar keinem Zweifel mehr unterworfen; allein, „da etwas leichter zu sagen, als auszuführen ist, „und da es nicht an Beyspielen nachtheiliger Ver„pachtungen und mislungener Zerschlagung der „Güter fehlt: so glaubst Du, sey eine reife Ue„berlegung bey Unternehmungen von der Art, „Trotz der einmal allgemein angenommenen Ma„ximen, höchst nothwendig, und müsten eben so „gut die Vortheile von der einen, als die Nach„theile von der andern Seite in Erwägung gezo„gen werden.„

Je weniger Du geneigt scheinest, irgend einer dieser allgemein gangbaren und fast allgemein angenommenen Meynungen unbedingt und ohne überzeugende Gründe beyzutretten, um desto lieber werde ich Dir meine Gedanken über die hier erwähnten Gegenstände darlegen. Nie würdest Du mein Dafürhalten verlangt haben, wenn Du Dich im Besitz ausgemachter Grundsätze geglaubt hättest. Im Gebiete der Oekonomie giebt es weder unfehlbare Glaubensartickel, noch Gesetze, die durch blose Machtsprüche auf ewige Zeiten Rechtskräftig würden. Kein eigensinniger Gebieter kann hier bestimmen, was gültig seyn soll. Nur vermittelst der Vernunft und Erfahrung können alte und neue landwirthschaftliche Regeln und Grundsätze geprüft und beurtheilt, und nur durch Nachdenken und Untersuchungen können sie berichtiget werden. So sehr ich die Richtigkeit der bisherigen Behauptungen in Rücksicht der Wirthschaft und der zweckmäsigsten Benutzung grosser Landgüter bezweifle; eben so weit bin ich entfernt, meine Grundsätze als die einzig wahren anzupreisen.

Zwey=

Zweyter Brief.

Die Ursachen des geringen Ertrags der meisten (denn es gibt Ausnahmen) grossen Landgüter liegen keineswegs bloß darinnen: daß die Eigenthümer vermöge ihres Standes die feldwirthschaftlichen Arbeiten fremden Leuten überlassen müssen; daß sie vieles Gesinde und eine Menge Taglöhner bedürfen; und daß der Umfang einer grossen Wirthschaft nicht gehörig übersehen werden könne; sondern sie haben ihren Grund hauptsächlich in der schlechten und fehlerhaften Art, die landwirthschaftlichen Geschäfte zu betreiben. Ich leugne gar nicht, daß ein Eigenthümer, der des Geschäftes kundig und ein thätiger Mann ist, seine Wirthschaft am besten besorgen wird, weil er für seinen eigenen Nutzen arbeitet; allein, wenn ihm nun einmal sein Stand nicht erlaubt, seiner landwirthschaftlichen Haushaltung in eigener Person vorzustehen: so wird er gewiß Leute finden, die mit gleichem Eifer und mit gleicher Thätigkeit sein Landgut bewirthschaften werden. Wenn auch der Sachwalter, in sofern er fremdes Eigenthum be-

arbeitet, nicht den Antrieb zu seinen Verrichtungen mit dem Eigenthümer aus einer Quelle hat, so sind doch die Beweggründe, die er von einer andern Seite her zur Beförderung des Nutzens des Eigenthümers erhält, von nicht geringerer Wichtigkeit. Denn aus eben dem Grund, aus welchem der Eigenthümer für seinen Nutzen thätig ist, wird der Sachwalter für den Nutzen des Eigenthümers thätig seyn, indem das Wohl des einen mit dem Wohlstand des andern immer genau zusammenhängt. Wir haben bey andern bürgerlichen Gewerben Beyspiele genug, daß eben diese Gewerbe durch fremde Sachwalter öfters noch weit besser als vorher von den Eigenthümern selbst betrieben, und so gar in einen außerordentlichen Flor gebracht worden sind, wo vorher die Eigenthümer diese kaum in einem mittelmäsigen Zustaud erhalten konnten. Die Besoldung des Verwalters kann nicht als ein Abgang des Ertrags angesehen werden, denn er zieht nur den Genuß, welchen der Eigenthümer haben würde, wenn er seiner Wirthschaft selbst vorstünde. Der Pachter eben so wie der Verwalter eines Land-

guts,

guts, beide sind Sachwalter des Gutsbesitzers; jeder bewirthschaftet das Landgut an Statt des Eigenthümers, nur mit dem Unterschied, daß ersterer zur Lieferung eines bestimmten Ertrags verbunden ist, und letzterer nicht.

Dieser unbedeutende Unterschied aber macht es nicht unmöglich, daß der Verwalter den Ertrag eines Guts eben so hoch oder noch höher bringen könne als der Pachter. Hieraus, l. Fr., mag wenigstens so viel folgen, daß die Ueberlassung der Wirthschaft grosser Landgüter in die Hände fremder Sachwalter in Rücksicht des durch die Erfahrung häufig bestättigten beträchtlich geringen Ertrags derselben kaum als eine Ursache im Anschlag gebracht zu werden verdiene.

Die Bauernwirthschaft, wo der Bauer die Arbeit selbst verrichtet, kann mit der Wirthschaft eines größern Guts gar nicht in Vergleichung gebracht werden. Hier erwirbt sich der Bauer durch seinen Fleiß seinen Unterhalt; arbeitet er so viel als der Regel nach zwey Menschen thun würden, so verschaft er sich einen Gewinn, den er seiner

über=

übermäsigen Anstrengung zu verdanken hat, und der nicht zu dem reinen Ertrag seines Guts gerechnet werden kann. Wenn ein Bauer ein grosses Gut im Pacht nimmt, so findet er hier nicht rathsam, eben so wie auf seinem mittelmäsigen Bauernhof den Taglöhner zu machen; er glaubt vielmehr, durch gute Aufsicht, durch gute Anordnungen, durch Anführung, Anweisung und Anhalten seines Gesindes so wohl als der Taglöhner zur Arbeit; durch Nachdenken, wie er zweckmäsige Einrichtungen machen und alle Gegenstände seiner Wirthschaft weislich benutzen kann; dadurch glaubt er seinen Vortheil zu befördern.

Der grössere Gewinn, den ein Bauersmann von seiner Wirthschaft erhalten soll, wenn er mit seinen Kindern die Arbeit verrichtet, ohne Gesinde nöthig zu haben, kann nicht in Betracht kommen; denn andere Bauersleute, welche keine erwachsene Kinder oder gar keine haben, werden den Ertrag ihrer Güter eben so hoch bringen. Es ist allerdings eine annehmliche Sache für einen Landwirth, wenn er arbeitsame Kinder hat, die die Stelle des Gesindes vertretten können. Allein ich

ich möchte keineswegs behaupten, daß es durchgehends und allgemein der Fall wäre, daß ein Bauersmann durch die Arbeit seiner Kinder grössere Vortheile aus seiner Wirthschaft zöge, als durch die Arbeiten des Gesindes. Es ist nichts seltenes, daß die Kinder der Bauern sich berechtigt halten, weniger arbeiten zu dürfen als Knechte und Mägde, und oft ihre Aeltern mehr bestehlen als diese. Auch glauben die Söhne und Töchter der Bauern, sich vor den Knechten und Mägden des Dorfs in der Kleidung auszeichnen zu müssen, und kosten daher weit mehr als der Lohn des Gesindes beträgt; andere Gelegenheits-Ausgaben, z. B. öffentliche Tänze nicht gerechnet.

Vorausgesetzt, daß der Oekonom eines Landguts, er sey Pachter oder Verwalter, sein Gesinde und seine Taglöhner gehörig zur Arbeit anhält, so bedarf man keineswegs mehrere Arbeiter als verhältnismäßig ein Bauernhof bedarf. Ein Landgut, das so groß ist als 8 Bauernhöfe (von einerley Grösse), hat 32 Arbeiter zu einem Geschäft nöthig, zu welchem ein solcher Bauernhof 4 Arbei-

beiter braucht; und also bedürfen diese 8 Bauernhöfe eben so viel Arbeiter, als das grosse Landgut. Wenn man nun 32 Arbeiter, z. E. Schnitter, beysammen sieht, so erhebt man ein Geschrey über die vielen Arbeiter, aber niemanden fällt es auf, daß 8 Bauerngüter, die nicht grösser sind als ein Landgut, ebenfalls 32 Arbeiter haben. Gibt man einem solchen Bauernhof zu beständigen und bleibenden Arbeitern 3 Personen, nämlich Mann, Weib und eine Magd: so kommen auf alle 8 Höfe 24 Personen als gewöhnliche und tägliche Arbeiter. Hingegen ein Landgut, — wir wollen annehmen, es enthalte 600 Morgen Acker- und Wiesenland, so würde jeder Bauernhof 75 Morgen haben, — wird höchstens nur 12 Personen zur täglichen Bewirthschaftung bedürfen, nämlich 6 Knechte, 3 bis 4 Mägde, 1 Köchin und Besorgerin der Haushaltnng und 1 Oekonomen. Hat nun zu gewissen Zeiten, z. B. in der Heu- und Getraidärnte, ein grosses Landgut mehrere Taglöhner nöthig: so müssen wir bedenken, daß es aber auch Jahr aus Jahr ein 12 Menschen weniger hat als die 8 Bauerngüter.

Ange-

Angenommen, in der Aernte bedürfte ein solcher Bauernhof nur 1 Taglöhner, so kämen auf das grosse Landgut nur 8. Statt der fehlenden 12 Menschen, 12 Taglöhner angestellt, wären also 20 Taglöhner als Schnitter im Feld, denen das Meiereygesinde beygesellet wird, so lange andere feldwirthschaftliche Arbeiten es erlauben; die 20 Taglöhner aber bleiben ungehindert Tag für Tag bey ihrem Geschäfte. Wären auch zu dem Aerntegeschäfte 6 bis 10 Taglöhner weiter nöthig, so ist es ja begreiflich, daß diese Kosten durch die Ersparniß der 12 Personen, welche auf dem grossen Landgut in den übrigen Jahrszeiten weniger als auf den Bauernhöfen sind, vielfach ersetzt werden.

Aus dem bisher Gesagten wirst Du, l. F., sehen, daß die Beschuldigung, ein grosses Landgut bedürfe verhältnismäsig mehrere Arbeiter als die Bauerngüter, ungegründet ist; ja ich getraue mir zu behaupten, daß es gerade umgekehrt seyn müsse. Bey einem Bauerngut von obiger Grösse setzte ich nur 3 beständige Arbeitspersonen an, es gibt aber viele Bauern, die bey dem Besitz eines

nes solchen Guts auch einen Knecht haben, und also der wirthschaftlichen Personen 4 an der Zahl sind. Ein Bauerngut von 30 Morgen bedarf zu der Bewirthschaftung wenigstens 2 Menschen, nämlich Mann und Weib; ein Gut von 60 Morgen, 3 Menschen; von 100 Morgen, 4 Menschen; ein Gut von 150 Morgen 5; von 300 Morgen 7 bis 8 Personen, nämlich Mann und Weib, 3 Knechte, 2 bis 3 Mägde; und auf einem Gut von 600 Morgen Land, 12 Menschen, wie ich vorher schon angegeben habe.

Betrachte dieses Verhältnis, vergleiche es mit vielerley kleinern und grössern Gütern, und Du wirst bey den kleinen eher mehrere, und bey grossen Gütern niemals über meine Zahl angegebene Arbeitspersonen finden. Auf diese Weise muß meine Behauptung sich rechtfertigen, die eben so natürlich als begreiflich ist. Sehr häufig sind die Fälle bey kleinen Gütern, daß feldwirthschaftliche Gegenstände keine volle Beschäftigung gewähren, und doch eben dieselbe Zeit damit zugebracht wird, als wenn sie einen grössern Umfang hätten. Die Küche und das Hauswesen besorgt bey einem

grossen

großen Gut eine einzige Person; bey 8 Gütern, die zusammengenommen eben so groß sind, als jenes, vertragen 8 Personen die Zeit mit ebendemselben Geschäft; gesetzt, eine dieser 8 Personen bedürfte zu ihrem kleinen Hauswesen nur den 4ten Theil der Zeit als jene des großen Guts, so kommt doch hier ein beträchtlicher Zeitgewinn für ein Landgut heraus. Auf eine ähnliche Weise geht die Ersparnis der Zeit durch alle Theile der Feldwirthschaft hindurch. Sehr oft vollbringt der Landwirth eines großen Guts in einem Tag ebendieselbe Arbeit, womit 8 Landwirthe eben so lange beschäftiget sind.

Hieraus muß sich indessen doch so viel ergeben, daß die Ursachen des geringen Ertrags großer Landgüter, keineswegs in der größern Menge der nöthigen Arbeiter aufgesucht werden könne.

Eben so wenig kann die Ursache des geringen Ertrags der Landgüter darinnen liegen: daß der Umfang einer großen Wirthschaft nicht wohl übersehbar, und nicht alles so zu benutzen mög-

lich wäre, als bey einem kleinen Bauerngut. Aus dem, was nicht ist, folgt noch lange nicht, daß es auch nicht seyn könne. Wenn bisher viele Landgüter durch ihre Verwalter nicht gehörig übersehen wurden, so liegt die Ursache davon keineswegs in dem großen Umfang der Grundstücke, sondern entweder in der Ungeschicklichkeit der Sachwalter, oder in der Weitläuftigkeit, in welche das landwirthschaftliche Geschäft immer unnöthiger Weise gezogen wird, wovon ich im nächstfolgenden Brief reden werde. Daß der Ertrag eines Landguts eben wegen seiner Größe nicht so hoch zu bringen wäre, als bey einem kleinen Gut, ist ganz falsch und gerade umgekehrt, denn es liegt in der Natur der Sache, daß jedes Gewerbe, je mehr es ins Große betrieben wird, einen desto verhältnißmässig grössern Ertrag abwerfen müsse. Wenigstens werden die Nachtheile, welche auch immer mit dem großen Umfang eines landwirthschaftlichen Gewerbes verknüpft seyn mögen, durch die weit beträchtlicheren Vortheile, die ebenfalls aus der Größe herfliessen, überwiegend aufgehoben.

Dritter Brief.

Der geringe Ertrag eines Landguts ist die nothwendige Folge einer schlechten Wirthschaft. Die Ursachen derselben liegen aber keineswegs, wie Du, l. F. vielleicht glaubst, in der Größe und dem Umfang einer landwirthschaftlichen Haushaltung, sondern lediglich in den Güterbesitzern und ihren Verwaltern. Schon dadurch fällt ein großer Theil der Schuld auf die Güterbesitzer, daß sie von jeher Leute zur Verwaltung ihrer Güter angestellt haben, die nichts weniger als die Erfordernisse guter Wirthschafter besaßen. Die erledigten ökonomischen Verwaltungsstellen besetzten sie gewöhnlich mit Scribenten und Bedienten (Bedienern), von denen sie oft kaum mehr verlangten, als nothdürftiges Rechnen und Schreiben, und gieng ja ihre Forderung hoch, so bestand sie gewöhnlich darin, daß der neu angehende Verwalter in der Kunst zierlich zu schreiben und in die Geheimnisse des Rechnungswesens eingeweiht seyn müsse; alsdann aber wünschten sie sich auch Glück, einen solchen Mann gefunden zu haben.

Die meisten bisherigen Güterverwalter haben sich in ihrer Jugend gewöhnlich zu andern Beschäftigungen ausgebildet, und sich nicht im mindesten zu dem Geschäft, das sie im reifern Alter führten, vorbereitet; nicht einmal in den unentbehrlichen Handgriffen ökonomischer Beschäftigungen waren sie geübt. Den alltäglichen feldwirthschaftlichen Schlendrian kannten sie kaum oberflächlich, noch vielweniger also besaßen sie hinreichende ökonomische Kenntnisse und Einsichten. Wie kann man also von ihnen erwarten, daß sie der Landwirthschaft mit einem guten Erfolg vorstehen, und eine ökonomische Haushaltung auf eine vortheilhafte Weise für den Gutsbesitzer führen werden. Wenn der Verwalter eines Landguts nicht einmal so viel von der Feldwirthschaft versteht, als der geringste Taglöhner und der gemeinste Bauer weiß; wenn seine ganze Wirthschaftskunst höchstens nur in einer nachlässigen Nachahmung der Bauernwirthschaft besteht; wenn er bey dieser Nachahmung selbst alle Fehler der Bauernwirthschaft mit aufnimmt; und wenn er eben so das Verfahren

des schlechten wie des guten Landwirths nachahmet: so darf man sich nicht wundern, wenn die Wirthschaft eines Landguts in den Händen eines solchen Verwalters sich in einem schlechten Zustand befindet.

Auf diese Weise ist es nicht nur begreiflich, daß der Ertrag eines Landguts durch solche Sachwalter gering ausfallen muste, sondern es würde unbegreiflich seyn, wenn je ein solches mehr eingetragen hätte. Aus dem Mangel an Einsichten in die Betreibung des Feldbaues fliessen alle die vielen Fehler, die man so gewöhnlich bey Landgütern antrift. Der Umstand, daß der Gutsverwalter nichts von ökonomischen Verrichtungen versteht, und die Arbeiten nicht zu beurtheilen weiß, ob sie gut oder schlecht, ordentlich oder nur oben hin gethan worden, und ob die Arbeiter fleißig oder faul gewesen sind, erzeugt gewöhnlich Nachlässigkeit, Trägheit und Faulheit unter dem Gesinde und unter Taglöhnern. In so fern er die Gegenstände seines Geschäftes nicht in theoretischer Rücksicht überschauen kann, vermag er es noch weniger in praktischer

Hinsicht, da es ihm zugleich an Eifer gebricht, mit dem nur der in die Landwirthschaftskunst eingeweihte Oekonom beseelt ist.

Allein, l. F., die Güterbesitzer haben auch außerdem, daß sie Personen als Oekonomen anstellten, die des ökonomischen Geschäftes unkundig waren, noch einen großen Antheil an der stümperhaften Bewirthschaftung ihrer Güter gehabt. Nicht nur die Verwaltungsart und Einrichtungen im Ganzen hiengen von ihrer Bestimmung ab, sondern auch über einzelne feldwirthschaftliche Zweige ertheilten sie Vorschriften, die immer in einem gewißen Sinn unabänderlich waren. Ob sie das über das Bedürfnis der Sache weitläuftig angeordnete Rechnungswesen für ein nothwendiges Mittel, den Feldbau vortheilhaft und mit Nutzen zu betreiben, oder für ein sicheres Bollwerk gegen Betrügereyen hielten, kann ich nicht entscheiden. Indessen sehe ich doch so viel ein, daß übertriebene weitläuftige Rechnungsformen im letzten Falle unzulänglich, und in ersterer Rücksicht zwecklos sind; denn das Rechnungswesen ist in Beziehung auf die Be-

trei-

treibung des Feldbaues gar kein Mittel zum Zweck, auch ohne dasselbe kann die Landwirthschaft sehr vortheilhaft betrieben werden, und die meisten Pächter großer Landgüter führen keine Rechnung. Das Rechnungswesen bey ökonomischen Geschäften muß schlechterdings nur als eine nothwendige Nebensache betrachtet, und so einfach als möglich geführt werden, sonst kann der Oekonom seiner feldwirthschaftlichen Haushaltung nicht gehörig vorstehen, weil er den grösten Theil seiner Zeit auf Nebendinge verwenden muß. Stecken die Gedanken des Oekonomieverwalters beständig in seinen dickbäuchigten Rechnungsbüchern, so ist leicht abzusehen, daß er sein Nachdenken wenig über seine eigentlichen Berufsgeschäfte, über die Feldwirthschaftshaushaltung verbreiten kann. Leider war dieß bisher immer der Fall bey den meisten Landgütern. Noch größere Nachtheile hatten die wöchentlichen und monatlichen Rechnungsauszüge und Haushaltungsberichte. Durch diese glaubten die hohen Herrschaften auch in weiter Entfernung von dem wirthschaftlichen Zustande

ihrer Landgüter unterrichtet zu werden. Schon eine flüchtige Durchsicht derselben war ihnen zureichend, einen gerechten Anlaß zu finden, von dem Oekonomieverwalter bald über diesen bald über jenen Gegenstand einen ausführlichen Bericht abzufordern, um ihn dadurch in der Meynung zu erhalten, daß man ein genaues Augenmerk auf ihn habe. Oekonomische Consulenten und ökonomische Oberbeamten, die die Güterbesitzer so gern an ihrer Seite haben, machen es sich gewöhnlich zum angelegentlichen Geschäfte, den Oekonomen mit einer Menge unnöthiger Arbeiten zu belasten, und ihn von Zeit zu Zeit weidlich herumzuhudeln, um doch einigermassen zu beweisen, daß sie ihre Besoldung nicht ganz umsonst einziehen. Durch die beständigen Verantwortungen, durch die vielfältigen Berichte, und durch die beständig zu gebenden Aufklärungen über verschiedene wirthschaftliche Gegenstände wird viele Zeit unnütz und zum größten Nachtheil der Feldbauverrichtungen verschwendet, und der Oekonom wird durch die häufigen unverdienten Verweise, die nicht selten mit den Worten

stren-

strenger Gebieter gewürzt sind, mismuthig und verdrüßlich gemacht.

Daß unter solchen Umständen die Wirthschaft eines großen Landguts sich in einem kläglichen Zustand befinden müsse, wirst Du, l. Fr., ohne meine Erinnerung einsehen. Gesetzt auch, ein Oekonom mit allen erforderlichen Eigenschaften und mit ausgezeichneten ökonomischen Kenntnissen wäre der Vorsteher einer solchen feldwirthschaftlichen Haushaltung, so wird er doch kaum im Stande seyn, diese in einem nur mittelmäßsigen Zustand zu erhalten.

Der Einfluß der großen Güterbesitzer auf ihre Landwirthschaft ist in jedem Anbetrachte nachtheilig, und er ist es in eben dem Verhältnis als er größer oder geringer ist. Ihr Stand bringt es mit sich, daß sie nie zu dem Besitz vollständiger ökonomischer Kenntnisse gelangen können, denn ohne Herablassung bis zu den schmutzigsten Beschäftigungen und ohne eine erworbene Fertigkeit in allen Handthierungen bleiben alle Einsichten in die Betreibung des Feld-

baues immer höchst oberflächlich, wenn auch kein angeborner Eigendünkel die Erwerbung theoretisch ökonomischer Grundsätze verhindert. Wohnen sie nicht auf ihren Gütern selbst, sondern ist ihr Aufenthaltsort weit davon entfernt: so kennen sie gar nicht einmal die jedesmaligen wirthschaftlichen Bedürfnisse, denn aus bloßen Berichten den wahren Zustand eines Landguts zu ersehen, ist unmöglich. Daher darf man um so weniger zweckdienliche Vorschriften so wohl zu allgemeinen Einrichtungen als in besonderen Fällen von Ihnen erwarten. Demungeachtet haben sie es von je her nicht unterlassen, bald mehr bald weniger Antheil an der Bewirthschaftung ihrer Güter zu nehmen. Von den wirthschaftlichen Gegenständen, auf welche die Güterbesitzer gewöhnlich ihre besondere Aufmerksamkeit gerichtet haben, will ich Dir, l. Fr., im nächstfolgenden Brief verschiedene aufzählen, um Dir die nachtheiligen Folgen, die aus dem unzeitigen Einfluß der Güterbesitzer auf die ökonomische Haushaltung entspringen, näher zu zeigen.

Vierter Brief.

Meinem Versprechen gemäß fahre ich fort, Dir, l. Fr., in diesem Brief eine nähere Beschreibung von einigen der vielen Hindernisse zu geben, welche die Güterbesitzer in der Führung ihrer landwirthschaftlichen Haushaltung dem Oekonomen in dem Wege legen.

Die zur ökonomischen Haushaltung gehörigen Personen sind der Zahl nach von den Güterbesitzern gewöhnlich bestimmt, und hat dabey ohne Unterschied der Zeit-Umstände sein Bewenden. Ob man mehrere oder weniger nöthig hat, darüber kann wohl der Oekonomieverwalter seine Vorschläge unterthänig einreichen, aber durch die weitläuftigen und oft wiederholt abgeforderten Berichterstattungen, durch die strengen Prüfungen, ob nicht etwa der Verwalter bey dieser Veränderung einen Gewinn zu erhalten suche, und durch das vielfältige um Rath fragen und Rath annehmen von solchen Personen, die sichs zur großen Ehre anrechnen, daß sie nichts von der Oekonomie verstehen, aber eben aus dem

Grun-

Grunde ihrer Meynung einen desto größern Werth beylegen; kurz durch die dabey ausgekramten Bedenklichkeiten und durch die Unentschlossenheit des Gutsbesitzers wird eine solche geringfügige Sache bis zum Eckel in die Weitläuftigkeit gezogen. Es ist auch kein seltener Fall, daß der Gutsbesitzer die gethaneneu Vorschläge als einen Tadel seiner Einrichtungen ansieht, und daher ganz ungehalten seinen Diener zur alten Anordnung verweist. Mehrere Fälle von der Art machen es endlich dem Oekonomieverwalter zu einer klugen Regel, daß man mit seinen Vorschlägen sparsam seyn müsse; und so bleibt es denn wenigstens von seiner Seite immer bey der alten Leyer. —

Neben dem Oekonomen muß nicht selten auch eine herrschaftliche Haushälterin Antheil an der Besorgung der Hauswirthschaft nehmen, und ein Bauer und Bäuerin sind auch gewöhnlich beygesellt. Obgleich diese Personen dem Verwalter untergeordnet sind, so halten sie sich doch bloß beygeordnet, und sehen ihn als ihren Collegen an; glauben auch, wenn sie ihr Geschäft

nur nach ihrer Art ordentlich besorgen, hätte er ihnen auch weiter nichts zu befehlen. Dadurch wird nun das Haushaltungsgeschäft zerstückelt, und keine dieser Personen übersiehet das Ganze. Nicht nur die Annahme und Entlassung dieser erst angegebenen Personen stehet dem Oekonomieverwalter an den meisten Orten nicht zu, sondern es ist auch nichts seltenes, daß nicht ohne Vorwissen des Herrn weder Gesinde noch Taglöhner angenommen und abgedankt werden können. Daß der Verwalter, wenn er dem alten Gang der Sache und dem Geschäftskreiß der ihm untergeordneten Personen nur ein wenig zu nahe tritt, in einer beständigen Fehde mit seinen Untergebenen begriffen ist, und der Herr des Guts unaufhörlich Streitigkeiten zu schlichten hat, ist begreiflich und folgt nothwendig aus dieser Einrichtung. Wer kann unter solchen Umständen, und bey einer solchen Einrichtung verlangen, daß ein Oekonom, wenn auch alle Erfordernisse in ihm vereinigt sind, eine einträgliche Wirthschaft führen soll? So lange die wirthschaftlichen Personen in der Meynung stehen,

daß sie mit dem Aufseher einerley Herrn haben, und täglich Beweise sehen, daß er ohne Vorwissen, ohne Erlaubniß und Befehle des Herrn nicht das geringste unternehmen darf, ist es unmöglich, Gehorsam und Folgsamkeit, Fleiß, Thätigkeit und Ordnung unter dem Gesinde, Taglöhnern und aller wirthschaftlichen Personen zu erhalten und einzuführen.

Die Viehzucht ist vorzüglich ein Gegenstand der Aufmerksamkeit der Güterbesitzer. Nicht nur die Anzahl, sondern auch die Art des Viehes hängt von ihrer Bestimmung ab, und öfters wird auf die Farbe mehr als auf die Nutzbarkeit desselben gesehen. Ein vortheilhafter Handel und Wandel mit dem Vieh, wodurch sich der Bauersmann große Vortheile verschaft, kann hier wegen des Einflusses der Güterbesitzer auf dem Verkauf, und wegen einer gewissen Art von Liebhaberey schlechterdings nicht Statt finden. Freyheit ist die Seele des Handels, und ohne diese ist nichts auszurichten. Der Oekonom eines Landguts ist aber nicht nur gebunden, sondern er gleicht vielmehr einer Maschine, die durch

äuße=

äußere Kräfte in Bewegung gesetzt wird. Bis der Verkauf eines Stück Viehs einmüthig beschlossen wird, vergeht oft eine schöne Zeit, und mancher Bogen Papier wird darüber verschrieben. Eben so wie bey der Viehzucht geht es mit dem Verkauf aller Sachen. Durch die allerunterthänigen Anfragen, durch vielfältige Berichte, und durch Erwartung der oberherrlichen Befehle wird alles in eine unnöthige Weitläuftigkeit gezogen, und die beste und rechte Zeit des Verkaufs verstreicht oft ungenützt. Ein Sachkundiger getraut sich den Werth einer Sache nur dann zu bestimmen, wenn er sie in Augenschein genommen hat, und die Güterbesitzer entscheiden abwesend über Dinge, die sie entweder gar nicht oder nur oberflächlich verstehen.

Die ganze Betreibung des Ackerbaues war von je her allgemeinen Vorschriften unterworfen, und alle anzubauenden Früchte waren bestimmt. Mit einem Worte, ein gewißer fast gesetzlich gewordener Schlendrian konnte als die Norm angesehen werden, nach welcher Jahr aus Jahr ein alle gewöhnlichen Feldbauverrichtungen gesche-

schehen musten. Auf diese Weise gebunden war es auch den denkenden und selbstthätigen Oekonomen nicht möglich, den schlechten Zustand der Feldwirthschaft in einen bessern umzuschaffen, und den geringen Ertrag zu erhöhen.

Noch weit nachtheiliger aber wurde der Einfluß der Güterbesitzer auf die Wirthschaft ihrer Landgüter durch die unselige Neuerungssucht, welche der ökonomische Posaunenbläser Schubart von Kleefeld verbreitete. Die glänzenden Anpreisungen seiner neuversuchten Feldbaumethoden und seine vielversprechenden Vorschläge reizten manchen Gutsbesitzer, in Schubarts Manier und nach seiner Methode zu wirthschaften oder vielmehr wirthschaften zu lassen. Eben derselbe Eigenthümer eines Landguts, der es vordem als eine Beschimpfung seines Standes würde angesehen haben, wenn man ihn für einen Kenner der Oekonomie gehalten hätte, suchte sich jezt selbst in den Ruf eines großen Oekonomieverständigen zu bringen. Je gegründeter die Klagen über den geringen Ertrag ihrer Ländereyen waren, desto behender waren sie, die angerühmten

neuen

neuen Ackerbauregeln in die alte Schlendrians-wirthschaft einzuweben, ohne erst ihren Werth nach alten veststehenden Grundsätzen zu erforschen und zu prüfen. Niederträchtige Schmeichler, und eigennützige Projectmacher fanden sich auch immer ein, sie in ihrem Glauben an die Wunderkräfte der Schubartischen Vorschläge zu bestärken; um so weniger gaben sie also den Vorstellungen Sachkundiger Leute Gehör, besonders wenn diese ihre Vorstellungen Amts und Berufshalber machen mußten. Ohne die nöthigen Vorkenntnisse, ohne theoretische Einsichten, und ohne in praktischer Hinsicht in der Wirthschaftskunst gehörig geübt zu seyn, beharrten sie um so mehr auf die Einführung der schwankenden und unbestimmten Schubartischen Grundsätze, je mehr sie hoften, dadurch entweder ihren Finanzzustand aufzuhelfen, oder irgend eine vornehme Eitelkeit zu befriedigen. Waren ihre Güterverwalter steife Anhänger an alte Observanzen, so misbilligten sie ohnehin die neuen Dinge; waren sie aber denkende Oekonomen, so meynten sie, die Schubartischen Grundsätze bedürften noch ei-

ner Sichtung, und mit ökonomischen Reformen mußte man behutsam gehen. Daher glaubten die Güterbesitzer wohl zu thun, wenn sie die Leitung des neuen ökonomischen Gangs selbst übernähmen, und die Güterverwalter waren nun in der Führung der feldwirthschaftlichen Haushaltung bloße Handlanger.

Es war eine natürliche Folge, daß die Güterbesitzer sehr bald wieder ihr Heil in der Zurückkehr zur alten Ordnung suchen mußten, wenn ihre wirthschaftliche Haushaltung nicht ganz den Krebsgang gehen sollte. Wie war es auch anders möglich, weder der Gutsbesitzer noch der Oekonom übersahen das Ganze, und auf diese Weise wurden die Geschäftsverrichtungen in eine unübersehbare Weitläuftigkeit verwickelt; um so mehr mußten verkehrte Anordnungen, und befolgte falsche oder falsch verstandene Grundsätze ihre volle Wirkung thun.

Daß ein Oekonom auch mit ausgezeichneten landwirthschaftlichen Kenntnissen und mit Thätigkeit und Eifer beseelt, als Aufseher und als

Vor=

Vorsteher einer solchen Feldwirthschaftshaushaltung, wo strenge Befehle die Gründe sind, nach welchen alle Verrichtungen unternommen werden, und wo der Wille die Stelle ökonomischer Grundsätze vertritt, wenig Ehre von seinen Geschäften ärndten wird, wirst Du mir, l. Fr., eben so gern einräumen, als Du mir zugeben wirst, daß bey einer solchen Verfassung der Zustand der Wirthschaft eines Landguts nothwendiger Weise schlecht, und der Ertrag äußerst gering seyn müsse. Neben der Unannehmlichkeit, zu sehen, daß die wirthschaftlichen Einrichtungen nach Maximen und nach Methoden geschehen müssen, die theoretisch betrachtet eben so falsch und ökonomischen Grundsätzen zuwider, als sie dem Locale nicht anpassend sind, hat der Oekonom nicht selten auch mit Kabalen und Verläumdungen zu kämpfen.

Unwissende Schwätzer und niederträchtige Leute finden eben darum, weil sie wissen, daß sie gerne gehöret werden, leicht Gelegenheit, das Thun und Lassen des Oekonomieverwalters anzuschwärzen; noch schlimmer ists da, wo Schmeichler

und Plauderer gleichsam besoldet werden. Eine reichhaltige Quelle so vieles Unheils im bürgerlichen Leben! Der denkende Kopf und der rechtschaffene Mann fliehet solche Orte, wo kriechende Seelen, unwissende Schwätzer und gedungene Schmeichler die Wahrheit vergiften, Thätigkeit und rechtschaffenes Betragen anfeinden, und das unzeitige Mistrauen nähren. Und so verlieret das landwirthschaftliche Gewerbe manchen guten Pfleger, der zur Vervollkommung desselben thätig mitwirken könnte.

Fünfter Brief.

Lieber Freund. Ohne allen Zweifel ist die Verpachtung großer Landgüter der stümperhaften eigenen Bewirthschaftung weit vorzuziehen. Das Pachtgeld gewährt den Güterbesitzern einen sichern und bestimmten Ertrag und eine gewisse Einnahme, ohne daß sie nöthig haben, mit ihren verkehrten feldwirthschaftlichen Verordnungen und mit zweckwidrigen Befehlen sich und andere Leute zu quälen. So sehr ich aber die Verpachtung

in so ferne billige, und anrathen würde, als die Güterbesitzer es sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht zu haben scheinen, nach einer fehlerhaften Art zu wirthschaften oder wirthschaften zu lassen: so kann ich sie doch keineswegs als die zweckmäsigste Benutzung großer Landgüter unbedingt anpreisen. Die Vortheile der Verpachtung werden gewöhnlich nach dem Ertrag einer stümperhaften eigenen Wirthschaft abgemessen. Ein solcher Maasstab ist aber ganz verwerflich, und bedienen sich desselben nur diejenigen, welche nichts von der Oekonomie verstehen. Wenn ein Landgut durch die Verpachtung mehr abwirft, als es dem Gutsbesitzer durch seine eigene fehlerhafte Methode zu wirthschaften gegeben hat: so folgt hieraus zwar, daß die Verpachtung dem Gutsbesitzer vortheilhafter als seine eigene Wirthschaft, aber nicht, daß sie die vortheilhafteste Art der Benutzung eines Landguts sey. Die Vortheile der Verpachtung sind in der That dem Anscheine nach für einen Gutsbesitzer sehr einladend; sie verspricht ihm ein sicheres Einkommen, und einen bestimmten Gewinn von

seinen Ländereyen, ohne die geringste Mühe dabey zu haben. Allein, die gewöhnlichen Verpachtungsmethoden, wo nur die Vortheile in Anschlag gebracht, aber niemals die Nachtheile, welche die Verpachtung nach sich zieht, in Erwägung gezogen werden, können keine andere als scheinbare Vortheile gewähren. Man betrachtet die Summe des Pachtgelds als reinen Gewinn, und vergißt darüber die nöthigen Erhaltungs- und Verbesserungskosten des Landguts.

Immer mag das Pachtgeld den Ertrag mancher eigenen Wirthschaft weit übersteigen, so folgt doch noch lange nicht daraus, daß durch die Verpachtung überhaupt eine vortheilhaftere Benutzung der Landgüter Statt finde. So lange man nur einseitig die Vortheile der Verpachtung im Verhältnis mit dem Ertrag einer schlechten eigenen Wirthschaft betrachtet, und die Nachtheile auf der andern Seite nicht in Erwägung zieht, erscheinen freylich die Vorzüge jener in einem hellen Licht. Wenn man aber das Wesen der gewöhnlichen Pachtwirthschaften genauer prüft, und nach dem Umfang und Beschaffen-

heit,

heit, und nach den anzubringenden Verbesserungen die höchstmöglichste Benutzung berechnet: so sind meistentheils die gepriesenen Vortheile nur scheinbar. Die kurzen Pachttermine bringen es schlechterdings mit sich, daß eine Pachtwirthschaft niemals in einen guten Zustand kommen kann. Die 6. jährigen und noch mehr die 3. jährigen Pachttermine sind ganz verwerflich; kaum hat sich der Pachter ein wenig in seiner feldwirthschaftlichen Haushaltung eingerichtet, so ist schon der Pachttermin abgelaufen. Unmöglich kann daher ein Pachter aus einer Feldwirthschaft diejenigen Vortheile ziehen, die sie gewähren sollte. Nur alsdann, wenn eine Wirthschaft ordentlich eingerichtet, in einen guten Zustand gesetzt worden ist; wenn die Viehzucht in einem dem Ackerbau angemessenen Verhältnis steht, und wenn durch eine fortgesetzte Verbesserung des Ackerbaues sowohl die Futterkräuter= als Getraidärndten erhöhet worden sind, kann erst eine vortheilhafte und höhere Benutzung eines Landguts Statt finden. Bis aber die Wirthschaft eines Guts in einen solchen Zustand gesetzt wird, wo der An=

fang zu einem jährlich höher steigenden Ertrag sichtbar ist, vergeht eine Pachtzeit von 6. Jahren. Eine Feldwirthschaft, die immer unterbrochen, immer wieder von vorne angefangen wird, kann nie in einen solchen guten Zustand kommen, wo der Ertrag anfienge, sich über den einer Schlendrianswirthschaft zu erheben. Daß ein Pachter mehrere Pachttermine hintereinander auf einem Gut bleibt, trägt zur Verbesserung des Zustands desselben wenig oder gar nichts bey, denn er sieht bey dem Anfang immer auf das Ende seiner Pachtzeit hin, sucht während derselben alle möglichen Vortheile an sich zu ziehen, und denkt niemals darauf, den wirthschaftlichen Zustand so anzulegen, daß er in der Folge eine immer reichere Ausbeute liefern könne. Ein Pachttermin von neun und zwölf Jahren ist zwar besser, doch noch nicht hinreichend, den Pachter zu erheblichen Verbesserungen zu reitzen, und wird dadurch die feldwirthschaftliche Haushaltung immer zu oft und zu bald abgebrochen.

Ein anderer Hauptfehler wird gewöhnlich bey der Verpachtung begangen, daß man nicht gehö=

hörig darauf sieht, ob der Pachter ein denkender, ein Sachkundiger und thätiger Landwirth, oder ob er bloß ein Anhänger des Schlendrians und ein träger Mann ist. Ohne Auswahl wird dem Meistbietenden der Pacht überlassen. So bleibt ein Landgut nicht nur in seinem alten Zustand, sondern er verschlimmert sich auch öfters, je nachdem die natürliche Beschaffenheit dazu Anlaß gibt.

Es ist nichts seltenes, daß die Grundstücke eines Landguts durch die Verpachtung nach und nach sehr herunterkommen. Der Pachter sucht während seiner kurzen Anwesenheit allen möglichen Genuß zu ziehen, saugt die Aecker aus und hinterläßt sie mager und unfruchtbar. Werden durch starke Regengüsse und Ueberschwemmungen die Felder verdorben, und die beste Erde von dem Wasser fortgeführt: so wird dieser Schaden selten wieder ordentlich geheilet. Der Pachter pflügt zwar die Erde wieder ein wenig auf, aber bessere Erde herbeyzuschaffen, und die Vertiefung auszufüllen ist seinem Vortheil entgegen, denn das Ende seiner Pachtzeit ist zu nahe. Der

Verpachter glaubt ohnehin mit der Einnahme des Pachtgelds alles gethan zu haben; er meynt der Pachter müßte ja seines eigenen Nutzens wegen selbst auf die Erhaltung und Verbesserung des Guts sehen, und um dennoch von seiner Seite nichts zu verabsäumen, giebt er wohl einem Beamten, der gar nichts von der Landwirthschaft versteht, die Aufsicht über das verpachtete Gut. Eben so werden die Gräben in den Wiesen und die Wasserableitungsgräben in dem Ackerfeld gänzlich vernachlässiget. Dornigte und steinigte Felder werden selten gehörig gesäubert, und in einen nutzbaren Zustand umgeschaffen. Sumpfigtes Wiesenland und verödete Plätze bleiben ein immerwährendes eisernes Eigenthum des Pachtguts. Und so gibt es viele Fälle, wo ein Landgut nicht nur um keinen Schritt in einem verbesserten Zustand fortrückt, sondern wohl gar zurückegehet.

Vorzüglich wird bey verpachteten Gütern die Obstbaumzucht vernachlässiget. Ein Gegenstand, der bey dem überall überhand nehmenden Holz-Mangel und Holztheuerung Aufmerksamkeit und

Be-

Beherzigung verdient. Wie viele Plätze gibt es nicht bey einem Landgut, die durch das Anpflanzen der Obstbäume nutzbar gemacht werden könnten. Ländereyen, die zum Ackerbau nicht recht geschickt sind, könnten zu Obstbaumländern angelegt werden. Ueberdieß ist der Obstbau eine sehr einträgliche, und zu Erhöhung des Ertrags eine zweckdienliche Sache. Allein die wenigsten Pächter fühlen einen Antrieb zur Anpflanzung der Obstbäume, denn sie sehen voraus, daß sie von ihrer Bemühung keine Aerndte zu erwarten haben, und die Anpflanzungen, die etwa von ihnen unternommen werden, sind öfters von keiner Bedeutung, und kaum der Erwähnung werth. Ueberhaupt wird kein Zweig der Landwirthschaft wohl mehr vernachlässiget, als die Obstbaumzucht, und dieß rührt von dem allgemeinen Mangel der Kenntnisse in diesem Fache her. Baumschulen sind in den meisten Gegenden eine Seltenheit, und ohne diese wird die Baumzucht nie empor kommen. Jedes grosse Landgut sollte eine Baumschule haben, die dem Umfang der Ländereyen angemessen ist. Allein bey Ver-

pachtungen wird es nie so weit zu bringen seyn, denn eines Theils fehlt es den gewöhnlichen Pächtern an Kenntnissen, andern Theils finden sie ihre Rechnung nicht dabey.

Einen nicht minder großen Nachtheil erfahren die verpachteten Landgüter an den Gebäuden dadurch, daß so gewöhnlich das Bauwesen vernachlässiget wird. Da man das Pachtgeld gar zu gerne als reinen Gewinn ansieht, und als einen solchen angesehen wissen will, so wird sehr selten ein Theil davon auf die Erhaltung der Gebäude verwendet. Selten wird gehörig nachgesehen, ob nicht etwa eine nothwendige Ausbesserung vorhanden seyn möchte. Freylig würden alsdann die Vortheile der Verpachtungen weniger glänzend seyn, wenn man jährlich eine erforderliche Summe zu Verbesserungen der Ländereyen, zu Erhaltung der Gebäude und zu zweckmäsigen Einrichtungen verwendete. Daher ist es eine nothwendige Folge, daß ein solches durch eine lange Reihe von Jahren verpachtetes Landgut eine Zeit erlebt, wo die Gebäude den Einsturz drohen, und der gegenwärtige Besitzer unter

ter solchen Umständen zu einem Aufwand genöthiget wird, der alle vorhergehende Vortheile verschlingt.

Das in hiesiger Gegend liegende fürstl. Schwarzenbergische Landgut Wüstfüll war durch eine vieljährige Verpachtung so in Abnahme gekommen, die Grundstücke so verdorben, die Gebäude so baufällig, daß es nicht wohl mehr verpachtet werden konnte. Der thätige und einsichtsvolle Herr Forstmeister Friedl zu Schwarzenberg übernahm die Bewirthschaftung dieses Guts, und in kaum zehen Jahren ist dasselbe durchgehends mit ganz neuen sehr zweckmäsig eingerichteten Gebäuden versehen, die Ländereyen in einen solchen verbesserten Zustand gebracht, und dadurch der jährliche Ertrag gegen das vorherige Pachtgeld so erhöhet worden, daß alle benachbarten Landwirthe, die es in seinem vorigen Stand kannten, dieses Landgut mit Verwunderung jetzt betrachten. Ein redendes Beyspiel, was ein thätiger Oekonomieverständiger vermag, wenn er nicht an Vorschriften gebunden ist.

So bald man die gewöhnlichen Verpachtungsarten von der Seite ihrer Nachtheiligkeit betrachtet, werden sie nicht mehr so vortheilhaft erscheinen, als sie, bloß von der Seite ihrer Vortheile angesehen, gerühmt werden; nicht zu gedenken, daß sehr oft das Pachtgeld gegen den Umfang der Grundstücke gering ist, und der Ertrag eines Landguts durch zweckmäsige Einrichtungen und durch solche Verbesserungen, welche der Pachter durch seinen Pachttermin gehindert nicht anbringen kann, merklich erhöhet werden könnte.

Soll aber die Verpachtung wahre Vortheile gewähren, so muß man vorzüglich darauf sehen, daß der Pachter ein nachdenkender, thätiger, ein Sachkundiger und kein eigennütziger Landwirth ist. Der Pachttermin muß lange seyn, etwa 24 Jahre und drüber, wenn es thunlich ist. Am allerbesten aber ist es, dem Pachter ein Gut zu überlassen so lange er lebt, so kann er nicht auf das Ende seines Pachttermins hinsehen. Hierbey ist der Gutsherr nicht in Gefahr, daß der Pachter vor seinem Abzug alle mögli-

lichen Vortheile herauszziehen und das Gut aus- saugen werde. Von allen seinen Unternehmungen und Bemühungen hoft der Pachter Nutzen und Genuß, und er hat kein bestimmtes Ziel in der Zeit, nach welchem er jene abmessen könnte. Bey einer solchen Verpachtungsart läßt sich alles das erreichen und ausführen, was der Eigenthümer selbst thun würde; das Gut muß hiebey gewinnen, und für den Verpachter und Pachter Vortheile gewähren, welche sich bey keiner andern Verpachtungsweise erreichen lassen. Die Verpachtung selbst muß durch einen Sachkundigen Oekonomen geschehen, und so gemacht seyn, daß bey den fortschreitenden Verbesserungen, Verpachter und Pachter zugleich Gewinn ziehen. Jährlich muß eine bestimmte Summe zu dem Bauwesen und zu zweckmäßiger und bequemer Einrichtungen der wirthschaftlichen Gebäude ausgesetzt seyn, und darf hierin nichts ohne Zuziehung des Pachters unternommen werden. Die ausgesetzte Summe zu dem Bauwesen giebt der Gutsbesitzer her, und die mit demselben nothwendig verbundenen Fuhren leistet der Pachter.

Die Zerschlagung großer Landgüter hat zu allen Zeiten viele Lobpreiser gefunden, und es ist auch nicht zu läugnen, daß sie in mancher Rücksicht viele Vortheile gewährt. Auf Seiten des gemeinen Bestens gewinnt dadurch die größere Menschenklasse und der große Reichthum Einzelner wird unter Mehrere vertheilt, und so gleichsam aus einer höhern Region in eine niedere heruntergezogen. Von dieser Seite betrachtet, kann gar die Frage nicht seyn, was gut oder besser ist. Hingegen von Seiten der Güterbesitzer kann nichts im Allgemeinen entschieden werden. Es kommt dabey viel auf das Locale, auf vielerley Umstände, auf Verhältniße und auf die Leichtigkeit der Bewerkstelligung an. Es fehlt nicht an Beyspielen, daß die Zerschlagung der Güter den vorher gemachten Berechnungen nicht entsprochen hat. Ein solches Unternehmen wird gewöhnlich als eine leichte Sache angesehen, und erst alsdann, wenn es zu spät ist, entdeckt man die damit verbundenen Schwierigkeiten. Die Familie verliert jedesmal dabey, wenn auch der gegenwärtige Eigenthümer gewinnt; das baare

Geld

Geld gehet den Weg aller Wege, und die darauf gelegten Abgaben ersetzen diesen Verlust nicht. Mit Auflagen sehr belastete Güter werden ohnehin nicht gern angekauft. Meinem Gedünken nach handeln Güterbesitzer thörigt, wenn sie sich von allen Ländereyen entblösen; liegende Gründe sind zu allen Zeiten und unter allen Umständen ein bleibendes Eigenthum, und ein immerwährender Schatz. Wer ist Bürge davor, daß niemals eine Veränderung der Dinge erfolgt? Veränderung und Wechsel waren das Spiel aller Zeiten, und werden es auch immer bleiben; wohl dem alsdann, der nicht genöthiget ist, sich drein mischen zu lassen.

Sechster Brief.

So sehr ich überzeugt bin, daß ein Landgut durch die in meinem letzten Brief angegebene Verpachtungsart nicht nur in einem guten Zustand erhalten, sondern auch in einen immer bessern versetzt, und dadurch von dem Eigenthümer zweckmäsig und vortheilhaft benutzt werden

kann: so glaube ich doch, daß die eigene Wirthschaft durch einen Sachkundigen Oekonomen dem Gutsbesitzer weit einträglicher seyn und werden müsse. An Statt, daß dort das Interesse zwischen Pachter und Verpachter getheilt ist, ist es hier in einer Person vereiniget. Der Pachter sey auch noch so uneigennützig, so wird er doch bey allen Verbesserungsanstalten auf seinen eigenen Vortheil mehr bedacht seyn, als auf den Gewinn, welchen das Gut, und durch dasselbe der Eigenthümer erhalten sollte. Hingegen der Oekonom, der bloß und allein für den Nutzen des Gutbesitzers wirthschaftet, kann beydes zugleich, die gegenwärtigen und zukünftigen Vortheile, den jährlich abzunehmenden Ertrag und die Erhöhung des Werths des Landguts vor Augen haben. Der gegenwärtige und zukünftige Gewinn gehört dem Eigenthümer, und er hat nicht nöthig denselben mit einem Pachter zu theilen. In dieser Rücksicht ist es außer allen Zweifel, daß bey der Administration weit beträchtlichere Verbesserungen und zweckmäsigere Einrichtungen angebracht, und also dadurch der jährliche Ertrag

trag weit eher erhöhet werden kann, als durch die Verpachtung; denn der Administrator sieht nicht bloß einseitig auf die jährlich abzunehmenden größern Vortheile, wie der Pachter, sondern er rechnet auch darauf, daß der bessere Zustand, der größere Werth des Landguts ebenfalls ein wahrer Gewinn, und dadurch der höhere jährliche Ertrag gleichsam mehr gesichert sey; daher werden seine Verbesserungsanlagen, und seine wirthschaftlichen Einrichtungen immer mehr Dauer und Vestigkeit haben, als die des Pachters.

Manche Vortheile der Administration, — daß nämlich der Gutsbesitzer die Wirthschaft als die Seinige betrachten, und dabey manches Vergnügen geniesen kann; auch nicht befürchten darf, das Gut möchte, wie bey der Verpachtung oft der Fall ist, ausgesogen werden, und ins Verderben gerathen, — hat man lange schon eingesehen. Allein die häufig bestättigte Erfahrung, daß der Ertrag immer sehr gering ausgefallen ist, hat die Verpachtung sehr beliebt gemacht, und die Güterbesitzer thun um eines größern Ertrags willen, gern auf jene Vortheile Verzicht.

Es ist daher nicht nur fast der allgemeine Glaube entstanden, sondern, ich möchte sagen, fast ein allgemeiner Grundsatz geworden: daß durch die Verpachtung eine weit größere Benutzung eines Landguts möglich wäre, als durch die Administration. Daß dieser Grundsatz sich auf die vielfältig gemachte Erfahrung stützt, ist bekannt. Freylich muß der Grund davon in der Administration liegen, aber ich wundere mich, daß man gewöhnlich diesen Grund in der Administration überhaupt gefunden, und nicht vielmehr in der Art und Weise ein Gut zu administriren oder administriren zu lassen, gesucht hat. Meine Meynung über die gewöhnliche Verwaltungsart großer Landgüter habe ich Dir, l. Fr., in meinen vorigen Briefen schon mitgetheilt, und habe nicht nöthig mehr davon zu erwähnen. Wenn auch nur wenige Güter angetroffen werden, die bey der Administration unter den Händen denkender Oekonomen sich wohl und besser befinden, als bey der Verpachtung: so sind dennoch meine Behauptungen hinlänglich gerechtfertiget.

Sollte ein Landwirth, — der ein Landgut im

Pacht

Pacht hat, und der nicht nur das bestimmte Pachtgeld herausbringe, sondern bald einen grössern bald kleinern Gewinn überdieß zieht, wohl nicht im Stand seyn, wenn er als Administrator eben desselben Guts aufgestellt würde, den Ertrag eben so hoch zu bringen? Ich wüßte wirklich nicht, aus welcher Ursache dieß nicht Statt haben sollte. Vorausgesetzt, daß dieser Landwirth als Administrator eben so frey handeln darf, als er als Pachter verfährt, wird er gewiß aus der Wirthschaft eben denselben Ertrag herausziehen; ja, da die Nachtheiligkeit des Pachttermins und des Pachtwesens überhaupt wegfällt: so muß derselbe bey ununterbrochen fortgesetzten wirthschaftlichen Einrichtungen und Verbesserungen in der Zukunft höher steigen.

In der Sache selbst liegt also keine Unmöglichkeit. Ein Landgut kann durch die Administration einen eben so großen Gewinn abwerfen, als durch die Verpachtung, und schon in so ferne muß jene dieser vorzuziehen seyn. Man stelle also Güterverwalter an, die ihr Handwerk verstehen; die mit landwirthschaftlichen Kenntnissen

und Einsichten, Eifer, Thätigkeit und Uneigennützigkeit verbinden; die von der Anhänglichkeit an veraltete feldwirthschaftliche Observanzen eben so weit entfernt, als sie der ökonomischen Charletanerie feind sind. Hingegen müssen diese auch nach ökonomischen Grundsätzen wirthschaften dürfen; nicht im geringsten an Vorschriften gebunden, und nicht von Befehlen abhängig seyn. Nichts ist einer landwirthschaftlichen Haushaltung nachtheiliger, als wenn sie nach verschiedenen Planen geführt wird. Nach verschiedenen Planen wird aber gewirthschaftet, so bald der Oekonom von einem andern, er sey Gutsbesitzer oder Oberökonomiebefehlshaber, Verordnungen annehmen muß. Der dem Gutsverwalter zur Ausführung übergebene Plan ist wohl nach andern ökonomischen Grundsätzen gemacht, als die Seinigen sind; indessen kann er doch die Ausführung desselben nur nach seinen Grundsätzen besorgen, weil er nur nach seinen und nicht nach den eines andern, die er nicht weiß, zu wirthschaften versteht. Folglich wird immer die ökonomische Haushaltung nach zweyerley Grund-

säßen geführt, wodurch schlechterdings alle feldwirthschaftlichen Zwecke zerstört werden müssen. Gesetzt auch der Planmacher oder Vorschriftengeber sey im eigentlichen Sinn ein Oekonomieverständiger, so kann er doch niemals das Ganze überschauen, niemals die wahren Bedürfnisse der Feldwirthschaft genau kennen; in so fern also ist es ihm unmöglich, dem Locale und den Umständen gehörig angemessene Plane zu geben. Besitzen aber die Oberbefehlshaber nur oberflächliche oder, wie manchmal der Fall ist, gar keine ökonomischen Einsichten: so werden gewöhnlich Plane geschmiedet, die gar nicht ausführbar sind, und Verordnungen und Vorschriften gegeben, die zweckzerstörend sind. Wie kann unter solchen Umständen auch der beste Oekonom mit einem guten Erfolg wirthschaften? Für einen Oekonomen, den das Schicksal zu einer solchen Feldwirthschaftshaushaltung hinführt, ist es eine weit ärgerliche Sache, zu sehen, wie gegen alle Grundsätze gehandelt wird, als dem Gutsbesitzer der Verlust, den er dadurch erfährt, schmerzen muß. Das allerschlimmste für den Gutsver-

walter ist aber, daß ihm endlich, wenn die Wirthschaft schief gehet, alle Schuld aufgebürdet wird. Ist es auch mathematisch erweislich, daß die Plane, die Verordnungen nichts getaugt haben, so muß doch in der Ausführung gefehlt worden seyn. Befolgt der Oekonom die Vorschriften pünctlich: so heißt es, wenn er gesehen hätte, daß die Sache auf diese Art nicht thunlich sey, so hätte er es anders machen sollen; deswegen wäre er ja angestellt, daß er die Sache verstehen solle. Weicht er aber von den Verordnungen ab, wenn er sie unausführbar findet, so wird er beschuldigt, er sey den Befehlen nicht gehörig nachgekommen, und daher rühre nun alles Unglück. Auf diese Weise mag er nun thun was und wie er es will, so kommt er in die Falle. Es werden jetzt alle möglichen kleinen Fehler aufgesucht, die auf die Hauptsache gar keine Beziehung haben, und ihm damit bewiesen, daß er die Haupturſache alles Uebels sey. Bey einer Feldwirthschaft ist es aber etwas leichtes, Fehler aufzufinden, wenn man einmal darauf ausgeht, dergleichen aufzusuchen.

Wenn

Wenn auch ein Oekonom noch so nachdenkend und mit sorgfältiger Ueberlegung zu Werke geht: so kann er doch nicht alle Fehler vermeiden. Er glaubt oft zu einem Geschäfte die schicklichste Zeit erwählt zu haben, und hinter drein sieht er gerade das Gegentheil. Der Landwirth kann ja keine Witterung voraussehen, also ist er auch nicht im Stand, allen möglichen Fehlern auszuweichen; genug, er hat seine Schuldigkeit gethan, wenn er nach Grundsätzen verfährt. Freylich muß da wenig Gerechtigkeit herrschen, wo man den Gutsverwalter über solche Dinge verantwortlich zu machen sucht. Indessen würde es nicht schwer halten, eine Menge dergleichen Vorfälle aufzufinden.

Nur unter den Bedingungen, daß die Güterverwalter frey handeln dürfen, und an keine vorgeschriebene Einrichtung gebunden sind, halte ich die Bewirthschaftung auf Rechnung der Güterbesitzer für vortheilhafter als die Verpachtung. Durch einen geringen Aufwand, und durch Verbesserungsanlagen mit geringen Kosten könnte oft ein Gut nach und nach in Flor kommen, daß

der Ertrag wohl um das doppelte endlich erhöhet würde. Allein bey der Pachtwirthschaft wird auch gewöhnlich der geringste Aufwand gescheuet, und immer nach einer Leyer gewirthschaftet, so daß es immer beym Alten bleiben muß. Bey der Wirthschaft auf Rechnung des Eigenthümers aber fallen alle diese Hindernisse hinweg, indem auch der erhöhete Werth des Guts ein wahrer Gewinn für denselben ist. Damit aber der Gutsbesitzer gesichert ist, und nicht in Furcht leben muß, seine Ländereyen möchten ihm durch die Administration weniger eintragen, als durch die Verpachtung: so setze er einen gewissen jährlich zu liefernden Ertrag, etwa so viel das Pachtgeld nach Abzug der dennoch damit verbundenen Kosten beträgt, als das Minimum vest; ein Oekonom, der seiner Sache gewiß ist, wird sich gern dazu verstehen, wenn er besonders dabey voraussieht, daß er keine Frohndienste thun muß, sondern eine anständige Belohnung für seine Mühe zu erwarten hat. Wenn man einen Bediensteten, der seine Besoldung im halben Müssiggang verzehrt, für einen begnadigten Brödling hält, so

mag

mag dieß angehen, nur darf es nicht geschehen bey einem Mann, der vollauf beschäftiget ist, und seine Besoldung wohl verdienen muß. Um den Eifer und die Thätigkeit des Oekonomieverwalters theils zu erhalten, theils zu ermuntern, verwillige ihm der Gutsbesitzer von dem Ertrag, welcher über das vestgesetzte Minimum geht, etwa den dritten oder vierten Theil als eine Zulagsbesoldung. Die gewöhnliche Besoldung des Oekonomen muß in der Haushaltungsrechnung begriffen seyn, damit dem Gutsherrn das vestgesetzte Minimum als reiner Ertrag bleibt. Freylich muß sich der Eigenthümer in den ersten paar Jahren einen kleinen Aufwand zu den nöthigen zweckmäßigen Einrichtungen und Verbesserungen gefallen lassen, in der Folge aber kann die Fortsetzung derselben von dem Ueberschuß des Ertrags bestritten werden.

Es ist allerdings billig, daß der Administrator dem Eigenthümer von Zeit zu Zeit von dem jedesmaligen Zustand der Wirthschaft Nachricht gibt, bey bedeutenden Unternehmungen sein Vorhaben und seine Plane vorlegt, und mit jedem

Schluß des Jahrs seine Haushaltungsrechnung ordentlich überliefert. Nur muß in keinem dieser Stücke die Forderung des Gutsherrn auf Einschränkung des Administrators hinauslaufen. Eine wohlgeordnete Rechnung ist für beide nothwendig; aber außer der Einfachheit, der Ordnung in der Zusammenstellung, und der Leichtigkeit das Ganze sowohl als die einzelnen Theile zu übersehen, müssen alle pedantischen Rechnungsforderungen wegfallen. Diese sind bey ökonomischen Verwaltungen nur ein elendes Spielwerk und ein unnützer Zeitverderb. Gegen Betrügereyen schützen sie nicht, und der Oekonom bedarf seine Zeit zu nützlicheren Dingen. In so fern sein Fleiß und seine Rechtschaffenheit nach dem jährlichen Ertrag beurtheilt werden kann und beurtheilt werden muß, sind alle anderen Mittel unnütz.

Besitzer großer Landgüter würden sich zugleich dadurch, daß sie einsichtsvolle und thätige Oekonomen als Administratoren derselben anstellten, welche durch nützliche Verbesserungen und zweckmäsigere Einrichtungen mit guten Beyspielen

voran

voran giengen, um ihre Gegenden unläugbare Verdienste erwerben. Es ist außer allen Zweifel, daß fast überall noch merkliche feldwirthschaftliche Verbesserungen angebracht werden können, und daß viele Gegenden noch sehr weit in der Betreibung des Feldbaues zurücke sind. Noch immer gibt es viele Einöden, Wüsteneyen, Huthplätze, dürre und unfruchtbare und versumpfte Wiesenländer, welche nutzbarer gemacht werden könnten. Wenige Dörfer werden sich rühmen können: keine solchen magern und schlechten Felder mehr zu haben, welche einer Verbesserung bedürften, und eines höhern Ertrags fähig zu machen wären. Die Obstbaumzucht ist fast allenthalben ein vernachlässigter wirthschaftlicher Zweig, und die allgemeinere Verbreitung des Futterkräuterbaues und die Einführung der Stallfütterung lassen noch manche Wünsche übrig. u. s. w. Nur solche Menschen, welche den ruhigen Genuß des göttlichen Segens sehr behaglich finden; sich um das allgemeine Beste wenig bekümmern; die erhabene Menschen- und also auch Bürger-Pflicht: trage zur Erhaltung und zur Beförderung des

allgemeinen Wohls so viel bey, als in deinen Kräften steht, — gar nicht kennen, oder nicht kennen wollen, wenn auch ihr bürgerlicher Beruf sie besonders dazu auffordert, — nur diese sehen das landwirthschaftliche Gewerbe auf dem Gipfel der möglichen Vollkommenheit. Wie viel hat sich nicht in der Betreibung des Feldbaues seit zehn Jahren gebessert; wie viele öde und Weidplätze sind nur seit dieser Zeit vertheilt und urbar gemacht worden? Siebenzig jährige Landwirthe rühmen mit Verwunderung, wie viel seit 50 Jahren der Feldbau zugenommen hat. Freylich sind nur manche Gegenden vorzüglich darinnen fortgerückt, und haben andere weit hinter sich zurücke gelassen; diese müssen also noch nachkommen, und jene werden unterdessen wieder manches zu verbessern finden.

Vorausgesetzt also, daß das landwirthschaftliche Gewerbe noch immer erheblicher Verbesserungen bedarf, und es öfters nur an muthvollen Unternehmern fehlt, die andere zur Nachahmung reizen: so könnte durch thätige und nachdenkende einsichtsvolle Oekonomen manches Gute befördert

und

und verbreitet werden. So wie zwecklose neuerungssüchtige verunglückte Versuche, und durch Unwissenheit gescheiterte neue Einrichtungen ein abschreckendes Beyspiel geben, und alles Neue in feldwirthschaftlichen Angelegenheiten ohne Ausnahme verdächtig machen: eben so wohlthätig wirken mit Bedacht unternommene und auf gute Grundsätze gestützte Einrichtungen, und glücklich ausgeführte Verbesserungen in einem weiten Umkreiß um sich her; und eine wohleingerichtete einträgliche Wirthschaft beweißt mehr, und findet größern Glauben, als Millionen Worte und alle glänzenden Anpreisungen vermögen.

Dieß, lieber Freund, sind meine Meynungen über die Wirthschaft großer Landgüter, und über die bestmöglichste Benutzung derselben. Gebrauche davon, was Dir gut deucht. Daß ich weder diese hier aufgestellten, noch meine ökonomischen Grundsätze überhaupt als unfehlbare Glaubensartickel ansehe, glaube ich dadurch beweisen zu können, daß ich fast täglich beschäftiget bin, sie zu verbessern. Im nächsten Brief erhälst Du ein Stück der Geschichte meines Schicksals auf meiner ökonomischen Laufbahn.

Siebenter Brief.

Nach meinem Versprechen theile ich Dir, lieber Freund, nun auch die Gründe mit, warum ich meine ökonomischen Geschäfte in Frankenberg so plötzlich niedergelegt habe. Da ich dabey vorzüglich auf meine Geschäftsverrichtungen Rücksicht nehmen muß, so werde ich in so fern etwas kürzer seyn können, als Dir meine Grundsätze über die Bewirthschaftung großer Landgüter schon bekannt sind. So viel ich aber von meinen gehabten Geschäften in Frankenberg berühren muß, wird hie und da eine besondere Bestättigung meiner im allgemeinen Dir vorgelegten Grundsätze enthalten. Um dein Verlangen gehörig zu befriedigen und keine neuen Fragen an mich zu veranlassen, werde ich Dir die Geschichte meines 5 jährigen Aufenthalts in Frankenberg so weit ausführlich erzählen, als sie auf die letzten Tage meines Dortseyns Einfluß hat.

In der letzten Hälfte des Monats März 1790. nahm ich mir eine kleine Reise durch Franken vor, theils in der Absicht, einige Gegenden

des

des Frankenlandes, wohin ich noch nicht gekommen war, zu sehen, theils einige Schul- und Universitätsfreunde zu besuchen, theils auch Bekanntschaft in fremden Gegenden zu machen, die zu meinem künftigen Unterkommen vielleicht nützlich werden könnte. Da ich mich entschloßen hatte, die kameralische und ökonomische Lebensart zu ergreifen, wozu ich mir in Jena verschiedene nützliche Kenntnisse verschafte: so ließ ich auf dieser meiner Reise auch nichts unbeobachtet, was zu meiner Ausbildung in jener Hinsicht einen kleinen Beytrag thun konnte. Meine Reise gieng von Heiligersdorf nach Königsberg, wo ich etliche Tage bey meinem Schul- und Universitätsfreund Doctor Graf im Hause seiner verehrungswerthen Aeltern zubrachte. Von da gieng ich nach Traustadt, um meinen Freund Brehm, der im Dienste des Herrn Grafen daselbst war, aufzusuchen. Von Traustadt aus wanderte ich nach Kloster-Eberach, um dieses zu betrachten. Von da aus wollte ich meinen Weg gerade über Kizzingen nach Billingshausen fortsetzen, wohin mich mein Schul- und Universitätsfreund Hornschuh,

jetzt Pfarrer zu Rehweiler im Steigerwald, den ich etliche Wochen vorher bey seiner Rückkehr aus Jena in Koburg sprach, eingeladen hatte. Allein ehe ich noch Kitzingen erreichte, faßte ich einen andern Entschluß; das Gehen zu Fuß stand mir ohnehin nicht recht an, und da ich mich nun genauer nach der Länge des Wegs erkundigte, so vergieng mir vollends alle Lust, als ich hörte, daß es weiter nach Billingshausen war als ich mir einbildete; dabey dachte ich, der Zufall könnte es wollen, daß er doch nicht zu Hause und auf Besuch bey seiner Verwandtschaft wäre, indem ich keine bestimmte Zeit meiner Ankunft gesetzt hatte. Ich kürzte also meine Reise ab, wendete mich gegen Nürnberg zu, wohin vorzüglich die Absicht meiner Reise gieng, um daselbst etliche Wochen bey meinem Bruder und Oheim zuzubringen, und gelegenheitlich einige meiner, während meines $1\frac{1}{4}$jährigen Aufenthalts in der Sebalder Schule daselbst gemachten Bekannten und Freunde aufzusuchen.

Daß ein Herr von Forstner zu Frankenberg nach neueren und besonders Schnbartischen Grund-

sätzen

sätzen ökonomisirte, wußte ich aus dessen ökonomischen Skizzen, aus der Recension derselben in der Allg. Lit. Zeitung, und aus der Ankündigung seiner phisikalisch = ökonomischen Beschreibung von Franken. Weiter wußte ich weder von Frankenberg noch von Herrn von Forstner etwas. Da mir verschiedene neu aufgestellte ökonomische Grundsätze, theoretisch betrachtet, nicht recht begreiflich waren, und ohne dieß von praktischen Landwirthen bestritten wurden, so glaubte ich mit etlichen Stunden Umweg eine anschauliche Belehrung zu erhalten, und zu Frankenberg in der Wirklichkeit zu sehen, wie weit die ökonomischen Neuerungen haltbar wären. Zugleich dachte ich auch, durch die Bekanntschaft mit dem Herrn von Forstner, welcher ökonomischer Schriftsteller und praktischer Oekonom zugleich ist, kannst du vielleicht einmal zu einem kameralischen oder ökonomischen Amte eine Empfehlung erhalten. In beider Rücksicht war auch wirklich vorher schon Frankenberg in meinem Reiseplan eingewebt. Ich war daher sogleich entschlossen, meinen Weg auf Frankenberg zu und dann über

Windsheim nach Nürnberg zu nehmen. Ich kam zu Frankenberg an, kehrte in dem Wirthshaus ein, erkundigte mich nach Herrn von Forstner, äusserte den Wunsch, ihn sprechen zu können, und der Wirth Beigel, zugleich herrschaftl. Bütter und Aufseher über die Kellerey, machte mir das freundschaftliche Anerbieten, mich den Berg hinauf ins Schloß zu führen, und mich bey Herrn von Forstner zu melden. Ich wurde von sämmtlicher gnädiger Herrschaft sehr gnädig aufgenommen, und, da gerade die Frankenberger gewöhnliche Mittagszeit um 3. Uhr nach der Tagesrechnung eintrat, zur Tafel eingeladen. Nach dem Essen ritt Herr von Forstner und ich mit ihm ins Feld, zeigte mir allerhand, und erklärte mir was ich fragte. So bald wir in das Schloß zurück kamen, wollte ich meinen unterthänigen Dank sagen, und mich zu Gnaden empfehlen. Herr von Forstner sagte mir aber, ich hätte mich noch nicht genug umgesehen, ich müste da bleiben, es wäre schon eine Nachtherberge für mich angeordnet; und ich logierte in des Herrn von Forstners Zimmer. Am folgenden Tag (es war

der Palmsonntag) führte mich Herr von Forstner wieder in das Feld und in die beyden Meiereyen; so vergieng auch dieser Tag, und nach der Tafel machte der Herr Geheimerath, Obristkammerherr, Landeshauptmann zu Erlang und Oberamtmann zu Beyersdorf, Freyherr von Pöllnitz und Herr von Frankenberg, u. s. w. einen Spaziergang in den Wald, wohin ich ebenfalls mitgenommen wurde, um da die angelegten schönen Spaziergänge und Lauben zu sehen. Der Gegenstand unserer Gespräche war meistentheils die Oekonomie, im weitesten Sinne des Worts. Daß ich nicht vergaß, den Herrn von Forstner, (ein Neven des Besitzers des Ritterguts Frankenberg) gelegenheitlich zu bitten, mich, wenn in dem Kreiß seiner Bekanntschaft eine kameralische oder ökonomische annehmbare Stelle erlediget würde, zu empfehlen, wirst Du mir, l. Fr., ohnehin glauben. Tags darauf gieng Herr von Forstner seinen ökonomischen Geschäften nach, und ich folgte ihm; bey Besichtigung der Arbeiten unterließ ich nicht, zu zeigen, daß mir die Handgriffe ländlicher Arbeiten geläufig sind. Von frühester Jugend an hatte ich eine große Nei-

gung zu landwirthschaftlichen Beschäftigungen, und das kleine Gut meiner Aeltern gab mir Gelegenheit genug, mich hinlänglich darinnen zu üben. Der dritte Tag war auch schon halb verflossen, und ich sagte nun dem Herrn von Forstner, daß ich die Gnade der gnädigen Herrschaft nicht misbrauchen, sondern meinen Weg weiter fortsetzen wollte. Ob es denn wirklich mein Ernst sey, abzureisen, fragte er mich, und ich versicherte, daß es mein ernstlicher Wille wäre. Nun weil ich mich denn nicht länger wollte halten lassen, eröfnete er mir, er habe den Auftrag von seinem Herrn Oncle, mich zu fragen: ob ich nicht Lust hätte, hier zu bleiben, und die ökonomischen Geschäfte zu übernehmen; er (von Forstner) heyrathete die Tochter des Hauses, und bezöge sein eigenes Gut zu Gahrenberg. Er müsse mir gestehen, daß sie wirklich seit einiger Zeit darauf gedacht hätten, sich nach einer brauchbaren Person zu den ökonomischen Geschäften umzusehen, und es wäre ihnen um so lieber, daß mich der Zufall hieher geführt hätte; und sie glaubten in mir die Person zu finden, die sie suchten. Ich

könnte

könnte auf eine den Geschäften angemessene und ansehnliche Besoldung Rechnung machen, und eine immer bleibende Stätte hier finden. Ob sie aber schon an meiner Brauchbarkeit nicht zweifelten, denn sonst würde mir der Antrag nicht gemacht worden seyn, so müßte ich doch erst einige Zeit hindurch die Geschäftsbesorgung übernehmen, um daraus ersehen zu können, wie ich mich dazu qualificirte, ehe mir die wirkliche Annahme versichert werden könnte. Im Fall ich ihrer Erwartung nicht entspräche, müßte ich mir gefallen lassen, wieder abzugehen; fänden sie mich aber nach Wunsch brauchbar: so würde mir alsdann eine Besoldung ausgesetzt werden, womit ich wohl zu frieden seyn würde.

Dankend für das Zutrauen versicherte ich Herrn von Forstner, daß ich geneigt wäre, den Antrag anzunehmen; ich verlangte nichts unbilliges, und von gnädiger Herrschaft könnte ich ohnehin alles billige erwarten; fänden sie mich unbrauchbar, so wollte ich wieder abziehen, ohne auf irgend etwas Anspruch zu machen. Fänden sie aber in mir die Person, die sie suchten, so

erwartete ich um so mehr eine den Geschäften angemessene Besoldung. Ich wäre meiner Sache gewiß, sonst würde ich eine solche Bedingung, mich erst probehältig zu zeigen, nicht eingehen; aber ich willigte auch deßwegen ein, gnädiger Herrschaft zu beweisen, daß ich rechtschaffen zu handeln, gesonnen sey.

Nun wollte ich meinen Weg nach Nürnberg fortsetzen, mich nur einige Tage daselbst aufhalten, dann nach Hause reisen, und so bald als nur immer möglich in Frankenberg wieder eintreffen. Allein Herr von Forstner erklärte mir, wenn ich nicht gleich bliebe, so könnte nichts aus der Sache werden. Er bliebe nur noch kurze Zeit da, welche alle nöthig wäre, um mich unter seiner Anführung in den weitläuftigen Geschäften gehörig orientiren zu können. So ungern ich auch drein willigte: so hatte doch der Schein des Sonderbaren und das Zufällige der ganzen Sache, die Hofnung in Frankenberg ein einträgliches Amt zu finden, und die reitzende Gegend, einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich mich entschloß, sogleich zu bleiben.

Ganz

Ganz gewiß wirst Du mich, l. Fr., und zwar mit Recht beschuldigen, ich sey bey dem Antritte meines ökonomischen Amtes unvorsichtig gewesen. Freylich war mir meine Unvorsichtigkeit nachtheilig, aber gewiß macht sie mir eher Ehre als Schande. Unerfahren noch, wie es in der Welt zugehet, unbekannt mit Hofbescheiden und mit glatten Worten, setzt der junge Mensch in die generosité und in die Rechtschaffenheit anderer Menschen oft ein zu großes Vertrauen.

Verschiedene Wochen nachher, als ich so mit Herrn von Forstner überein gekommen war, erfuhr ich erst von ihm, daß dem noch gegenwärtig vorhandenen Verwalter Düll im vorigen Jahr wegen Unzufriedenheit über seine Geschäftsverrichtung, das ganze landwirthschaftliche Haushaltungswesen mit Zusicherung seiner bisherigen Besoldung wäre abgenommen worden. Wie er mir die Sache vorstellte, muste ich es wohl glauben, und von andern Seiten her Erkundigung einzuziehen, war mir, als einem Fremden, jetzt noch nicht möglich. Indessen war mir dieser Umstand

nicht angenehm, und machte mir damals manches räthselhaft, was ich jetzt klar sehe.

Die Anweisung zu meinen künftigen Geschäften wurde nun so gleich angefangen, und unter den Befehlen des Herrn von Forstners hatte ich bald einen großen Theil des Oekonomiewesens zu besorgen. Gegen das Ende des Mays war seine Vermählung, und von nun an lag der größte Theil der Geschäfte ganz auf mich, und in wenigen Wochen darauf hatte ich sie alle ganz allein zu besorgen.

Mit einem gewiß rühmlichen Eifer und Thätigkeit stand ich meinen Geschäften vor; bey ökonomischen Arbeiten erzogen, und gar nicht unvorbereitet zur Führung einer landwirthschaftlichen Haushaltung, war ich bald mit Leib und Seele in mein Geschäft eingewebt. Ich hörte von mehreren Seiten her, daß meine Herrschaft äußerst wohl zufrieden mit mir sey, auch gegen mich ließ sie es nur zu deutlich merken; und ich meynte, sie könnte es seyn. Allein, neben den vielen Lobsprüchen, die sie mir ertheilte, wurde

auch

auch nicht auf die entfernteste Weise meiner wirklichen Annahme noch vielweniger der Vestsetzung meiner Besoldung gedacht. Ich harrte von Wochen zu Wochen, von Monat zu Monat auf die Entscheidung meiner Annahme oder Nichtannahme. Ich glaubte, meine Herrschaft könnte lange schon von meiner Brauchbarkeit oder Unbrauchbarkeit überzeugt seyn; doch hatte ich mir vest vorgenommen, nicht deßwegen anzufragen. Sonderbare Befehle erhielte ich immer zuweilen, die mir auffallend waren, allein ich glaubte, es wird besser; durch schlechte Diener, dachte ich, werden Herrschaften oft mistrauisch gemacht; und ich gelte überdieß als ein Anfänger. Einmal demonstrirte er mir vor, wie er gerne seine ökonomischen Haushaltungsgeschäfte besorgt wissen möchte; ich hörte es an, und dachte, mein Herr würde anders sprechen, wenn er nur 4 Wochen lang als Oekonom gedient hätte; nachdem ich genug gehört hatte, sagte ich: wenn Ew. Excellenz auf diese Weise Ihre Geschäfte besorgt haben wollen, so tauge ich nicht in Ihre Dienste, so etwas kann ich nicht thun, aber so lange

noch

noch niemand das, was Sie verlangen, gethan hat, werde ich glauben, daß es niemand thun kann. Er klopfte mir auf die Achsel und sagte, ich sollte nicht so stolz auf mich seyn. Ich gieng aus dem Zimmer und in meine Wohnung mit dem vesten Vorsatz, meine Wenigkeit zusammenzupacken, und Frankenberg zu verlassen, da ich ohnehin nach einem fast halbjährigen Aufenthalt schlechte Aspecten vor mir sahe. Aber gleich hinter mir drein kam ein Bote, ich sollte zum gnädigen Herrn kommen; ich gieng, und siehe, er hatte eine freundlichere Miene angenommen, sprach nun in einem sehr gnädigen Ton, und gab mir verschiedene Befehle, die ich ausführen sollte. Ich wußte jetzt nicht, wie ich dran war; indessen dachte ich, ich hätte meine Meynung gesagt, und dabey ließ ichs bewenden.

Als ich nun von Ende des März bis zu Anfang des Novembers in Frankenberg zugebracht, und außer Essen, Getränke und Wohnung weiter noch nichts bekommen hatte, erhielt ich endlich am Martinitag aus der Hand Sr. Excellenz 25. fl. rhl., mit dem Beysatz, als ein Vierteljahrgeld;

geld; also für die ersten 4 Monate bekam ich nichts. Eben so viel erhielt ich von Vierteljahr zu Vierteljahr; 11 fl. rhl. Weihnachtsgeschenk, und auch außer dem manchmal ein Geschenk. Ich war dankbar für das, was ich erhielt, und zwar nicht mit blosen Worten, sondern in der That, indem ich immer gleichen Eifer und Fleiß in meinen Geschäften bewieß, ob ich gleich glaubte, daß ich nicht nach Verdienst belohnt würde. Ueber meine Annahme und Nichtannahme wurde weiter kein Wort gesprochen; ich erhielt kein Decret, es wurde mir kein Getraid vorgemessen, Herr von Forstner übergab mir die Schlüssel zu den Getraidböden beyder Meiereyhöfe mit den Worten: hier haben Sie die Schlüssel; ich bekam kein Inventarium, und keine vorhergehende Rechnung zu Gesichte. Meinen Theil dachte ich dabey, aber übrigens wollte ich sehen, wie es weiter geht; ich that meine Schuldigkeit, und dabey ließ ichs bewenden.

Ich nahm mir vest vor, meine Geschäfte in dem 1791ᵗᵉⁿ Jahr mit aller möglichen Rechtschaffenheit und Eifer bis zum eintretenden Winter

zu besorgen, ohne meiner persönlichen Angelegenheiten zu erwähnen. Ich strengte alle meine Kräfte an, und that, was in meinem Vermögen stand. Witterung, Zeit und Umstände waren günstig, und alles fiel zum Vortheil der ökonomischen Haushaltung aus. In eben dem Verhältnis, als die Sachen gut standen, schien die Zufriedenheit meiner gnädigen Herrschaft mit mir zu wachsen, äußerten sie oft gegen fremde Anwesende, und nach vollendeter Getraidärnte dankten mir so gar Ihro Excellenzen, mein gnädiger Herr und gnädige Frau mündlich in den gnädigsten Ausdrücken für meine angewendete Sorgfalt, Eifer und Mühe bey den Aerntegeschäften. Der eintrettende Winter hatte die Feldverrichtungen geendigt, und ich glaubte nun in jedem Anbetrachte einen schicklichen Zeitpunct vor mir zu haben, wegen nähere Bestimmung meiner Annahme und Besoldung anfragen zu können. Gegen das Ende Novembers 1791. hatte ich an meinen gnädigen Herrn nach Erlang einen Bericht und verschiedene Anfragen, meine Geschäfte betreffend, zu machen; diese Gelegenheit

be=

benutzte ich, zugleich auch von meinen persönlichen Angelegenheiten zu sprechen und um nähere Erklärung zu bitten. Bald darauf erhielt ich eine Antwort auf die Anfragen, so fern sie meine Geschäfte betrafen, aber in Rücksicht meiner eigenen Person konnte ich weiter nichts finden, als die Anfangszeilen des Briefs: „Ich bin mit Ihren Geschäften, wie mit Ihrem Bericht vollkommen zufrieden.“ Dieß war mir freylich nicht genug, indessen schwieg ich, und hofte von Zeit zu Zeit eine befriedigendere Antwort zu erhalten. Das 1792r Frühjahr war hereingetretten, und in Rücksicht meiner Person stand es wie vorher.

Daß der Verwalter Düll die ganze mit den Verwaltungsgeschäften verbundene Besoldung zog, und außer der Zusammenstellung der Rechnung und der Oberaufsicht über die Kellerey weiter nichts zu besorgen hatte, muß natürlicher Weise ein vorzügliches Hinderniß gewesen seyn, warum über meine Dienstanstellung gar nichts bestimmt wurde. Von Herrn von Forstner hatte ich gehört, daß gnädige Herrschaft vorhabe, dem Ver-

wal-

walter Düll wo anders eine Bedienstung zu verschaffen, und daß er wirklich schon ein anspachisches Expectanzdecret in Händen habe. Bisher nahm ich hierauf Rücksicht, und ich dachte, die Verwaltungsbesoldung ist eine gute Besoldung, wenn ich diese einmal erhalte, bin ich hinlänglich schadlos gehalten. Indessen glaubte ich doch, es sey nicht so gar lobenswürdig, daß gnädige Herrschaft der Landesgebräuchlichen Art, Diener anzustellen, ihnen Decrete über ihre Dienstleistungen und Besoldung zu geben, auszuweichen suchte. Wenn sie mir die gewöhnliche und mit den ökonomischen Geschäften immer verbundene Besoldung wegen älteren Verträgen nicht geben konnte; so war sie schuldig mir eine andere zu geben, die meinen Geschäften angemessen war; oder sie hätte mir voraus sagen müssen, was ich in ihren Diensten zu hoffen hätte, wie der Besoldungszustand beschaffen wäre; gewiß würde ich mir alsdann keine Schlösser in die Luft gebaut haben. Daß sie meine Bescheidenheit, meine Schüchternheit und fast möchte ich sagen, meine Dummheit in diesem Betref benutzte, kann ihr nicht zur Ehre gereichen.

Vom November 1791. bis in April 1792. hatte ich nun einer Erklärung auf meine unterthänige Anfrage und Bitte vergebens entgegen gesehen. Natürlicher Weise wurde ich hierüber unwillig; und es war schon ein kleines Geschwätz plauderhafter Personen, die vielleicht zur Absicht hatten, mein rechtschaffenes Betragen anzuschwärzen, hinreichend, mich dahin zu bringen, daß ich meine Entlassung forderte. Ich schrieb also im Monat April nach Erlang an meinen gnädigen Herrn, daß ich, wenn im Herbst die Feldverrichtungen geendiget wären, ich meine Geschäfte niederlegen wollte. Ich erhielt zur Antwort: er sey nicht gesonnen, mich aufzuhalten. Die bestimmte Zeit nahte heran, und von Seiten meiner gnädigen Herrschaft bemerkte ich nicht die geringste Veranstaltung zu meiner Entlassung; im Gegentheil sprach sie mit mir, wie es mit verschiedenen ökonomischen Gegenständen im kommenden Jahr gehalten werden sollte, und gab mir vorläufige Befehle dazu. Ich ließ es gehen bis in die Mitte des Decembers; alsdann schrieb ich an meinen gnädigen Herrn: „Da Ew. Excel-

„lenz noch nicht die Gnade gehabt haben, den „bestimmten Tag meiner Entlassung anzugeben, „so glaube ich, daß Sie mir diese Bestimmung „überlassen wollen, und ich setze daher Lichtmeß „1793 dazu vest.“

Hierauf erhielt ich folgendes Schreiben von Sr. Excellenz.

Frankenberg d. 30. Dec. 1792.

Dero, an mich nach Erlang erlassenes, ist mir in etwas aufgefallen: dann, obwohl ich den Entzweck Ihrer Nachhausreise vermuthen konnte, *) auch ich nie gewohnt bin, Jemanden länger als es seine Umstände erlauben, seine bey mir gefundene, oder gesuchte Zufriedenheit gestattet, aufzuhalten; so möchte es doch wohl gegen Ihre eigene Gedenkungsart, Ueberzeugung und Kenntnisse

*) Anmerkung. Die Absicht meiner Nachhausreise war keine andere, als meine Aeltern zu besuchen. Zu jener Zeit war nicht nur nirgends in meiner vaterländischen Gegend eine Aussicht für mich, sondern dort muß man sein Heil in dem Wahlspruch suchen: ubi bene, ibi patria. Dort geht das Vaterland nicht weiter, als die 4 Wände der väterlichen Behausung reichen.

uisse seyn, Ehender und bevor als nach verrichteter Sommer-Saat, die Ihnen von mir übertragenen ökonomischen Besorgungen aufgeben zu können. Gedachte Besorgungen sind zu wichtig, als daß ich solche dem Ersten sich dazu erbietenden, vielleicht einen Saumseligen, dem Geschäfte Unkundigen, oder Eigennützigen, so gerade zu, da ich noch überdieß, zu eigener Besorgung zu wenig hier bin, zu wenig wegen den aufhabenden Dienst-Pflichten, hier seyn kann, mit Klugheit übertragen könnte; und wo solle ich in so kurzer Zeit einen zu diesem Geschäft tauglichen, mir anständigen Manne finden?

Daß Sie nicht mehr hier bleiben wollten, hatten Sie mir zwar vor Ihrer nach Hausreise zu erkennen gegeben; da solches eine Zeitlang vorhero geschehen, und Sie nach Ihrer Zurückkunft nichts mehr davon erwähnten, so konnte ich nicht anders glauben, als hätten Sie gewiße, aber niemalen mit Recht gefaßte Vorurtheile, durch Zeit, Nachdenken und Ueberlegung zu überwinden gewußt. Ansonsten ja Ordnung und die strengste Billigkeit erfordert hätte, um mich in

keine Verlegenheit zu setzen, mich von Ihrem, ich weiß aber nicht die bewegenden Gründe warum, gefaßten — unabänderlichen Entschluß zu benachrichtigen, um meine erforderlichen Maßregeln darnach nehmen zu können.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —.

— — — Ich beharre

Dero

so dankbarer als Ergebener

Lud. Frhl. Pöllnitz v. u. auf Frbrg.

Hierauf schrieb ich: zu zeigen, daß es keineswegs meine Absicht gewesen sey, gnädige Herrschaft in Verlegenheit zu setzen, wäre ich bereit, mich bis Walb. (1793) zu den hiesigen Geschäftsbesorgungen verbindlich zu machen, wo die Sommersaat gewöhnlich vollendet sey. — Der Walburgistag kam herbey und gieng vorüber, ohne daß von meiner Entlassung die Rede gewesen wäre, ja vielmehr von den kommenden Sommergeschäften wurde gesprochen, und mir hie und da vorläufige Befehle gegeben. Ich ließ

es dabey bewenden bis in die Mitte des Junius (1793). Alsdann schrieb ich an meinen gnädigen Herrn folgenden Brief.

„Da sich mir bisher keine schickliche Gelegenheit dargebotten hat, mit Ew. Excellenz über meine persönlichen Angelegenheiten mündlich zu sprechen, so glaube ich mir der gnädigen Erlaubnis schmeicheln zu können, schriftlich Ew. Excellenz meine Gesinnungen darlegen zu dürfen. Daß ich bisher das gnädige Zutrauen Ew. Excellenz genossen habe, dieß war für mich eine besondere Gnade, und würde auch fernerhin eine große Gnade für mich seyn, wenn ich einer bestimmten Dauer derselben versichert wäre. Die erhabene Denkungsart Ew. Excellenz könnte mir zwar Bürge seyn, daß Sie mich nicht verstossen werden, so lange ich rechtschaffen zu handeln mich bestreben werde; allein es ist doch beunruhigend, wenn man seines Schicksals beständig ungewiß ist. Meine Sorge für die Zukunft so wohl, als einige meiner Wünsche, deren Erfüllung ich vergeblich entgegen zu sehen glaubte, bestimmten mich, Ew. Excellenz um meine Entlassung un-

unterthänigst zu ersuchen, um mich anderswo anzusiedeln zu können; allein ich bin gegenwärtig mehr als jemals geneigt, mich noch länger den von Denenselben mir gnädigst übergebenen ökonomischen Geschäften zu unterziehen, wenn anders Ew. Excellenz gesonnen sind, mir ferner Dero gnädiges Zutrauen zu schenken. Doch unter den bisherigen Bedingungen, die ich mit den neuen ökonomischen Forderungen, und mit den alten ökonomischen Vortheilen schlechterdings nicht vereinbaren kann, habe ich nicht länger Lust, mich überhaupt der mühseligen ökonomischen Lebensart zu widmen. Strapatzen, Sorge, Verdrüßlichkeiten und das Verzichtthun auf alle Bequemlichkeiten und auf alle Annehmlichkeiten des menschlichen Lebens, geben den angenehmeren Theil ökonomischer Beschäftigungen einen bittern Anstrich, und schwächen den Reitz. Bedingungen, welche die Möglichkeit der Erfüllung meiner Wünsche enthalten, und mich mit frohem Muthe in die Zukunft sehen lassen, werden mich aufs neue anspornen, meinen ökonomischen Eifer zu zeigen, und durch Thätigkeit und Rechtschaf-

fen=

fenheit mich meiner gnädigen Herrschaft als ein nützlicher Diener zu erweisen. Noch nie glaubte ich, mich meiner gnädigen Herrschaft auf der unbilligen Seite gezeigt zu haben, und auch dießmal meyne ich nichts unbilliges zu verlangen, wenn ich auf alle die rechtmäsigen Vortheile, welche die Oekonomie bisher ihren treuen und untreuen Pflegern zugemessen hat, Anspruch mache.

Sollten aber Ew. Excellenz mein unterthäniges Ansuchen nicht gewähren können, so habe ich doch die unterthänige Hofnung, daß Höchstdieselben mir ein gnädiges Testimonium meines Verhaltens nicht versagen, und über meine Entlassung bald etwas zu bestimmen gnädigst geruhen werden."

Hierauf bekam ich am 2ten Jul. 1793. nachstehende Antwort.

Lieber Herr Hatzel. Das mir übergebene Schreiben, ist gegenwärtig noch zu unbestimmt, als daß ich Ihre wahre und feste Gesinnung daraus abnehmen könnte; ich erwarte also, um von meiner Seite, Ihnen mit meiner mir zum

Gesetz gemachten Aufrichtigkeit, antworten zu können, eine unbefangene, deutliche Erklärung dessen, was Sie wollen und nicht wollen. Ich werde mir allezeit angelegen seyn lassen, Ihnen meine Bereitwilligkeit zu Beförderung Ihrer gegenwärtigen und künftigen Ruhe zu bethätigen, so weit es Umstände und Möglichkeit erlauben.

Dienst Ergebener

L. F. v. Frkbrg.

Kaum hatte ich dieses Schreiben erhalten, als ich sogleich diejenigen Besoldungsstücke und die Bedingungen aufsetzte, unter welchen ich Sr. Excellenz zu dienen willens sey, und dieses Besoldungsverzeichnis selbst in die Hände meines gnädigen Herrn übergab. Ich hatte die gewöhnliche Verwaltungsbesoldung zum Muster genommen, aber fast durchgehends weniger angesetzt und verschiedene Artickel ganz weggelassen, so daß meine verlangte Besoldung gegen die bisher gewöhnliche ungefähr 100 Thaler weniger betrug. Ich dachte, wenn ein Mann, der sich durch Studium, Beobachtungen, und Nachdenken zum Kameralisten und Oekonomen gebildet

hat,

hat, weit weniger Besoldung verlangt, als diejenigen Verwalter genossen hatten, welche ihre Bildung in der Schreibestube erhalten haben: so kann seine Forderung gewiß nicht unbillig seyn. In diesem Besoldungsverzeichnis hatte ich auch 200 fl. rhl. als eine Pension angesetzt, im Fall ich meine Dimission bekommen sollte, ohne daß ich eines absetzungsfähigen Verbrechens beschuldiget werden könnte. Ich harrte nun von der ersten Hälfte des Julius an, bis zu Ende des Novembers vergebens auf eine Antwort.

Du wirst Dich wundern, l. Fr., daß ich so oft meine Entlassung forderte, und wenn die Zeit des Abzugs heranrückte, ich niemals den gehörigen Ernst zur Niederlegung meines Geschäfts zeigte, da ich doch hätte wissen können, daß die Herrschaft meine geforderte Entlassung gerne ignorirte. Was ich hätte thun sollen, weiß ich jetzt wohl, nun ists aber zu spät. Die Hofnung, die ich mir auf Frankenberg gemacht hatte, auf einmal hinzugeben, machte mich zaudernd und unschlüssig. In meinem bisherigen Dienst konnte ich mir nicht nur nichts ersparen, sondern meine

Besoldung reichte nicht einmal recht zu. Bey einem so schmutzigen Geschäfte, wie das ökonomische ist, und wo man vom früheſten Morgen bis in die späte Nacht im Geschirre liegen muß, kosten jährlich die Kleidungsstücke etwas beträchtliches; dabey gibt es doch nebenher eine Menge anderer Ausgaben. In den ersten 7. Monaten wurde ich von meinem Vater unterstützt, weil ich während dieser Zeit keine Besoldung bekam; da ich aber nicht gerne meinem Vater so viel anforderte, als ich eigentlich bedurfte, so war ich gezwungen zu borgen. Mit meiner Vierteljahrs-Besoldung hatte ich nun immer alte Schulden zu tilgen, freylich waren diese nicht beträchtlich, aber gegen meine Besoldung immer zu groß; ich blieb immer im Rest, und sollten es nur etliche Gulden gewesen seyn. Ich hätte nun abziehen mögen, wenn ich wollte, so würde ich eher einige Gulden Schulden zurückgelassen, als nur einen Pfenning mit fortgebracht haben; und was ich von meinem Vater erhielt, war ohnehin dabey zugesetzt. — Mehrere meiner Freunde riethen mir, ich sollte bleiben, bis ich eine an-

dere Stelle hätte; sie stellten mir vor, wie schwer in der Welt unterzukommen sey; es wäre doch ein schlechter Dienst besser, als gar keiner. —

Ein anderer Umstand trug nicht weniger zu meiner Unentschlossenheit bey. In Frankenberg war keine Seele, mit welcher ich einen gesellschaftlichen Umgang hätte haben können, und die Klugheit rieth mir zugleich, so weit es nur immer möglich, in Beziehung auf gesellschaftlichen Umgang, von allen abgesondert zu leben. Die ganze Woche hindurch war ich in ein Gewirre von nützlichen und unnützen Arbeiten eingewebt; selbst an Sonn- und Feyertägen war ich nicht ganz Geschäfte frey. Bey einem weitläuftigen Meiereywesen geht immer was vor, das die festtägliche Ruhe stört; bey dem großen Verkehr, welchen die vielen wirthschaftlichen Gegenstände mit allerley Leuten nothwendig machen, ist man an gesetzlichen Ruhetagen am wenigsten sicher. Fast immer blieb ein Theil der wöchentlichen Schreiberey bis auf den Sonntag liegen. Während der Anwesenheit meines Herrn waren Sonn- und Feyertage vorzüglich zu Unterredungen

gen über die feldwirthschaftliche Haushaltung bestimmt, und nicht selten mußte ich auch mit ihm ins Feld reiten. Daß ich auf diese Weise auf gesellschaftliches Vergnügen ziemlich Verzicht thun mußte, wirst Du mir, l. Fr., ohne meine Versicherung glauben. Meine Hauswirthschaft war so schlecht beschaffen, daß ich mich nicht unterstand, von irgend jemand mir einen Besuch auszubitten; wenn nun auch wirklich mein Geschäft es erlaubt hätte, in Gesellschaften zu gehen, so hätte es schon in jener Rücksicht sparsam geschehen müssen.

Indessen glaubte ich doch, daß ich nicht blos für die Welt allein, sondern auch für mich lebte, und bey meinen oft verdrüßlichen und ärgerlichen Geschäften bedurfte ich manchmal eine Erholung, wie sie der freundschaftliche, gesellschaftliche Umgang gewährt. Der arbeitsame Mensch, dachte ich, bedarf nicht nur des Vergnügens zur Aufheiterung, zur Aufmunterung und zur Erhaltung, sondern er ist auch desselben würdig.

Mit dem Pfarrer Strebel zu Neusch, ein Dorf, das zunächst an Frankenberg liegt, wurde

ich

ich bald bekannt, weil er öfters zu meiner gnädigen Herrschaft kam. Er hatte mich eingeladen, und ich ermangelte nicht, ihn an einem Sonntag Nachmittags zu besuchen. In diesem Haus gefiel es mir; von dem sonst so lästigen Complimentenwesen war hier nichts zu sehen; Redlichkeit und Aufrichtigkeit bezeichnete den Charakter seiner Bewohner. Von nun an brachte ich die wenigen Stunden, welche mir meine Geschäfte zum Genuß der gesellschaftlichen Unterhaltung und des Vergnügens erlaubten, gröstentheils hier zu. Die jüngste Tochter des Pfarrers gefiel mir; meine Neigung zu ihr nahm immer mehr zu, und mein einziger Wunsch war, sie bald als meine Gattin zu sehen. Die Erfüllung meiner Hofnung, in Frankenberg bald eine anständige Besoldung zu einer eigenen Haushaltung zu erhalten, war aber weiter entfernt, als ich es mir träumen ließ. Da ich mich getäuscht sahe, so war ich freylich willens, Frankenberg zu verlassen und mich wo anders anzusiedeln. Allein ich hatte noch keine Stelle, wo ich sie als Frau hätte mitnehmen können, und so fiel uns beyden die Trennung

schwer.

schwer. Daher auch von dieser Seite eine Veranlassung zu meinem Zaudern, indem ich zugleich dadurch, daß meine gnädige Herrschaft nie eine Anstalt zu meiner Entlassung machte, immer wieder Hofnung schöpfte, endlich doch noch meine Absicht in Frankenberg zu erreichen.

Eine begangene Thorheit überlieferte mich allen den Unannehmlichkeiten, welche ich in der Folge im Dienste des Herrn von Pöllnitz erfuhr. Durch den leiblichen Genuß der Liebe hatte ich mich an meiner lieben Lotte versündiget. Ich sahe mich nun in doppelter Rücksicht verbunden, mein Vergehen wieder einigermassen gut zu machen; sie war schon lange meine erklärte zukünftige Ehegattin, aber vergeblich hatten wir bisher der Erfüllung unsers einzigen Wunsches entgegen gesehen. Die Folgen meiner Unbesonnenheit machten jetzt unsere eheliche Verbindung nothwendig. Der am 2ten Jul. von meinem Herrn erhaltene Brief machte mir gerechte Hofnung, und mit einer unbeschreiblichen Sehnsucht nach einer Antwort auf mein übergebenes Besoldungsverzeichnis harrte ich von Wochen zu Wochen.

Ich hielt es der Klugheit gemäß, meine Fehltritte so lange, bis meine Besoldung ins Reine gebracht wäre, geheim zu halten, denn mein Glaube an die generosité meines Herrn war nun ziemlich wankend geworden. Mein Herr war mir schon lange eine meinen Geschäften angemessene Besoldung zu geben schuldig, und durch seinen Brief vom 2ten Jul. hatte er sich aufs neue verbindlich gemacht. Gesetzt auch, er hätte sich nicht ganz zu der von mir vorgezeichneten Besoldung verstehen wollen, so gieng doch wenigstens seine Verbindlichkeit, vermöge seines letzten Briefs, so weit 1) mir eine Besoldung zu einer eigenen Haushaltung, 2) eine bessere, als die bisherige war, zu geben. Auf Zeit und Umstände in Rücksicht meiner Person nahm ich natürlicher Weise jetzt Rücksicht, und ich würde nicht hartnäckig auf meine Forderung bestanden haben. Der November war nun abgelaufen, und noch immer hatte ich keine Antwort, keine Erklärung auf mein in der ersten Hälfte des Julius eingereichtes Besoldungsverzeichnis erhalten. Jetzt aber ließ sich meine begangene Thorheit nicht lange mehr be-

mänteln, ich mußte nun einen andern Weg einschlagen, ich mußte mich aufs Bitten legen, und ich mußte diejenigen Saiten berühren, von welchen ich hoffen konnte, daß sie einen Ton geben würden. Ich schrieb meinem gnädigen Herrn die Sache, wie sie war, ich bat, er möchte mich in meiner Verlegenheit nicht verlassen, und mir eine zu eigener Haushaltung eingerichtete Besoldung geben, ich wollte jetzt 100 Gulden weniger nehmen, als auf dem Besoldungsverzeichnis angegeben wäre. Ich bat ferner, in etlichen Tagen über mein Schicksal zu bestimmen, denn wofern er nicht geneigt sey, mir zu helfen, so sähe ich mich genöthiget, auf der Stelle aus seinem Dienste zu tretten, und wo anders Unterstützung und Hülfe zu suchen. Dieß letzte konnte er mir nicht wehren, weil er mich 5 Monate lang auf eine Antwort und Erklärung hatte warten lassen; wahrscheinlich hätte ich auch heute noch keine, wenn Zeit und Umstände es erlaubt hätten, und es mir gelegen gewesen wäre, länger darauf zu passen. Daß ich nun alles, was man mir lange schuldig war, als eine große Gnade ansehen;

daß

daß ich fast auf eine niederträchtige Art bitten, und mit allem, was man mir gab, zufrieden seyn, und meine Zufriedenheit bezeigen mußte, wirst Du, lieber Freund, mir ohne meine Versicherung glauben. Aber Freund! wie niederschlagend dieß für einen Mann ist, der eben keine Sclavenseele mit sich herumträgt, der die Pflicht, sich als ein thätiges und nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu erweisen, nicht nur kennt, sondern auch ausübt; und sich bewußt ist, ein besseres Schicksal zu verdienen, — läßt sich nicht beschreiben, sondern nur fühlen.

Meine Absicht erreichte ich, ich erhielt in wenigen Tagen ein Decret mit einer Besoldung zu einer eigenen Haushaltung, und mein gnädiger Herr zeigte alle Bereitwilligkeit, meine Verehligung zu befördern. Indessen war freylich meine Besoldung sehr gering ausgefallen, und sehr spärlich zugemessen. Mein gnädiger Herr übergab mir das Decret selbst mit den Worten: „es thut mir leid, daß ich Sie jetzt nicht nach Verdienst belohnen kann, aber je weniger Sie gegenwärtig haben, desto mehr haben Sie in der Zukunft

zu hoffen.“ Er sagte mir, daß ihm sein Verwalter lästig wäre, daß er sehr bemüht sey, ihn wo anders unterzubringen, und ich alsdann in seine Besoldung eintretten würde. So viel hatte ich in Frankenberg gelernt, diese Reden für weiter nichts, als was sie waren, nämlich für bloße Worte zu halten, da ich erst ein neues Beyspiel hatte, welche Vortheile man aus meiner Verlegenheit zog. Die Besoldung war gering, der Pension wurde gar nicht gedacht, und oben drein noch eine halbjährige wechselseitige Aufkündigung bestimmt, wenn der eine oder der andere Theil seine Umstände zu verbessern glaubte. So war mir auch durch die halbjährige Aufkündigung ein Hinderniß zur Annahme einer andern Stelle in Weg gelegt, denn mit der Besetzung eines erledigten Postens wartet man oft nicht gern ein Vierteljahr, vielweniger ein halbes. Indessen schickte ich mich in die Umstände, schränkte mich in allem so sehr ein, als nur immer möglich war, und hofte vielleicht einmal an einem andern Ort einen bessern Platz zu erhalten.

Um mir eine Empfehlung durch mich selbst zu verschaffen, ergrif ich die ökonomische Schriftstellerey, und verfertigte eine Abhandlung auf die von der patriotischen Gesellschaft zu Nürnberg gegebene Preißaufgabe über die Stallfütterung, welcher auch ein Theil des Preises zuerkannt wurde. Nächstdem schrieb ich eine Abhandlung über den Kleebau, wie Dir, l. Fr., schon bekannt ist. Zu dieser Arbeit wandte ich Sonn- und Feyertäge und die Winternächte an; und so wurde ich in ununterbrochener Thätigkeit erhalten.

Achter Brief.

Bey meiner Ankunft zu Frankenberg 1790 fand ich die Feldwirthschaft nicht in der besten Verfassung. Die Getraidfrüchte standen sehr schlecht, einzelne Aecker ausgenommen, daher fiel auch die Aernte sehr gering aus. Am allerunergiebigsten war die Korn- oder Roggen-Aernte, so daß über 1000 Gulden für Korn, welches zum eigenen nothwendigen Verbrauch in die Haus-

haltung aufgekauft werden mußte, bis zur Aernte des nächsten Jahrs ausgegeben wurden. An neuen Einrichtungen fehlte es zwar nicht, allein die meisten schienen ihr Daseyn mehr dem Geist der Neuerungssucht als dem dringenden Bedürfnis nothwendiger Verbesserungen zu danken zu haben. Kaum hatte ich mich ein wenig in der feldwirthschaftlichen Haushaltung orientirt, als ich schon anfieng, darüber nachzudenken, wie derselben eine bessere Gestalt zu geben sey. Allein ich fand bald, daß ich mich vergeblich bemühen würde, da mein Nachdenken mehr von dem Willen meines Herrn als von ökonomischen Grundsätzen abhängig seyn sollte. So sehr ich auch in den ersten Jahren Ursache zu haben glaubte, mir durch Befolgung des Willens und der Befehle meines Herrn in feldwirthschaftlichen Angelegenheiten seine Gunst zu erwerben: so verfuhr ich doch, so bald ich über verkehrte Verordnungen unwillig wurde, und überhaupt die Sache unthunlich war, meistentheils nach meiner Einsicht und Ueberzeugung, und ich glaubte, es sey genug, beweisen zu können, daß ich aus

Gründen gehandelt habe. Ich unterließ niemals gegen zweckwidrige Befehle Vorstellungen zu machen, den Schaden, der daraus für die Wirthschaft erwachsen würde, zu zeigen, meine Gründe für und wider eine Sache vorzulegen; allein gewöhnlich entstand zwischen meinem Herrn und mir darüber ein Dispüt, davon der Ausgang meistentheils so war: daß er sagte, ich bin Herr, und habe zu befehlen; sic jubeo, sic volo habere, stat pro ratione voluntas; der Schaden ist mein, niemand hat sich darum etwas zu bekümmern.

Was sich nicht selbst versteht, muß man vorher und nicht hinten drein sagen, dachte ich; denn der Antrag wurde mir durch Herrn von Forstner gemacht, weil man ökonomische Einsichten bey mir zu bemerken glaubte, folglich versteht es sich von selbst, daß ich nach diesen handeln darf, und handeln soll; daher trug ich nicht selten kein Bedenken, die Befehle anzuhören und zu thun was ich für gut hielt. Im Jahr 1791. war ich befehliget, keine einzige Furche Feldsbraache liegen zu lassen; ich ließ den größten

Theil der Braache mit Sommerfrüchten anbauen, und einen geringen Theil unbesäet liegen, ich bekam darüber heftige Vorwürfe, daß ich dem Befehl nicht besser nachgekommen wäre. Indessen sprach der Erfolg für mich, die Wintergetraidärnte des folgenden Jahrs fiel äußerst dürftig aus. In den Jahren 1792 und 1793. besäete ich zwar einen geringen Theil der Braache mit Sommerfrüchten, aber Trotz dem Befehl ließ ich den größten Theil desselben unbesäet liegen, und in den darauf folgenden Jahren erfolgten vortrefliche Wintergetraidärnten. Unterdessen aber war mein gnädiger Herr darauf bedacht, seinen Worten mehr Kraft zu geben, und mit Gewalt durchzusetzen, was nicht in der Güte gehen wollte. Meiner Seits war ich auch der Verdrüßlichkeiten, und der Unannehmlichkeiten, die für mich daraus entstanden, müde, und nahm mir vor, zwar die nöthigen Vorstellungen zu machen, und übrigens das Befohlene so weit auszuführen, als es physisch möglich ist.

Vor der Herbstsaat 1793. erhielt ich Befehl, das zu besäende Feld aufzuzeichnen und einzurei-

chen. Ich that es, und die darauf folgende Resolution lautete folgendermassen:

„Erstens solle gar kein Kleefeld, bis zu meiner Zurückkunft, umgerissen, wohl aber

Zweitens so viel Feld als nur immer möglich, zum Winterbau angesäet, und

Drittens die Maßregeln so genommen werden, daß der Ueberrest der Felder (Kleefelder ausgenommen) ganz vollkommen mit Sommerfrüchten, aller Arten, kann besäet werden, indem ich ohnumgänglich für das kommende 94r Jahr nicht einen Schritt breit Braache haben noch leiden will." Sign. Frankenberg d. 3. Sept. 1793.

Lud. Pöllnitz v. Frkbrg.

So bald ich einmal verheyrathet war, mußte ich mir natürlicher Weise alles gefallen lassen, indessen führte ich meine Befehle aus so weit es möglich war, und that was in meinen Kräften stand, übrigens ließ ich der Sache ihren Lauf, weil ich nichts ändern konnte, ob ich gleich sahe, daß in kurzer Zeit die Wirthschaft sich in einem erbärmlichen Zustand befinden würde, und ich es auch meiner gnädigen Frau und Dero

Herrn Sohn, Herrn Kammerherrn von Pöllnitz öfter als einmal voraussagte, was wirklich erfolgt ist.

Als im Jahr 1794 die Frühjahrssaat ihren Anfang nahm, sagte mir meine gnädige Frau: Sie habe den Auftrag von ihrem Manne, mir bey unausbleiblich schwerer Strafe aufzugeben, daß ich die Einrichtung treffen sollte, daß alles Feld auf beyden Meiereyhöfen angesäet werden könnte, und keine einzige Furche Braache liegen bliebe. Ich sagte hierauf, das ist ein harter Befehl; einmal ist mir aufgegeben, mit Wendpflügen ackern zu lassen, und doch zwei Drittheile der Feldmarkung umzupflügen. Indessen will ich alles thun, um den Willen des gnädigen Herrn zu befriedigen, und es geschiehet gewiß, wenn die Witterung keine Hindernisse setzt. Zugleich aber bat ich, mich für den Erfolg, der sehr traurig seyn würde, nicht verantwortlich zu machen. Die Witterung war günstig, und in der 3ten Woche des Aprils die Saat glücklich vollendet. Keine einzige Furche Felds blieb Braache liegen.

Der

Der ökonomische Erzcharletan Jäger, Syndikus beym Ritter-Kanton Odenwald, war die Ursache, daß der letztverstorbene Freyherr von Hutten Wendpflüge von Böttigheim herbringen ließ, allein er sahe bald, daß er betrogen war, und ließ daher die Wendpflüge ruhen. Der jetzige Besitzer Frankenbergs ließ nun die Wendpflüge hervorsuchen, und wollte sie statt der hier zu Lande gewöhnlichen Pflüge eingeführt wissen. Allein schon vor meinem Daseyn gab es manchen Spectackel darüber, und mit seinem Herrn Tochtermann hatte er auch einmal einen heftigen Streit deswegen. Nun hatte er zu mir das Zutrauen, ich würde zur Einführung derselben beförderlich seyn; so wie es aber immer mein Grundsatz war, daß man der Betreibung des Feldbaues mit keiner Neuerung einen Zwang anthun müsse, eben so war ich in Rücksicht der Wendpflüge gesonnen. Vor allen Dingen unterrichtete ich mich erst selbst von der Beschaffenheit und Brauchbarkeit des Wendpflugs, und fand ihn an steilen Bergen nicht nur brauchbar, sondern gewissermassen vorzüglicher als den gewöhn-

lichen vesten, unwandelbaren Pflug, aber auf ebenen und minder bergigten Feldern, genau genommen, unbrauchbar und zwecklos, wo nicht nur der Ackermann in mehr als einer Rücksicht vergeblich geplagt, sondern auch das Feld so schlecht gepflügt wird, daß es aussieht, als ob es die Schweine umgewühlt hätten, und man in einem Tag kaum halb so viel, als mit dem hier zu Land gewöhnlichen Pflug vollenden kann. Die vernünftigsten Vorstellungen dagegen, und die deutlichsten Beweise halfen nichts. Indessen war es mir nicht gleichgültig, daß der Ackerbau eines Landguts, wo ich als Oekonom diente, bloß durch den Eigensinn des Gutsbesitzers gänzlich ins Verderben kommen sollte. Meine Ehre als Oekonom bey einer Feldwirthschaft, welche ohnehin schon durch mancherley ökonomische Charletanerien dem beißendsten Spotte aller benachbarten Landwirthe ausgesetzt war, gänzlich aufzuopfern, war mir ein unerträglicher Gedanke. Ich bediente mich daher größtentheils der ordinairen Pflüge, und mit den Wendpflügen wurde neben her nur eine (dennoch Zeitverderbliche) Spielerey getrieben,

und

und überhaupt suchte ich auch gegen den Willen und Befehlen meines Herrn mit allen meinen Kräften das baufällige Gebäude der landwirthschaftlichen Haushaltung so lange aufrecht zu erhalten, bis ich bey gutem Wind und Wetter von Frankenberg absegeln könnte. Bey allen dem Unwillen, den er oft wegen Nichtvollziehung seines Willens gegen mich äußerte, waren seine Verweise doch immer in sehr gemäsigten Ausdrücken abgefaßt, denn die größte Strafe, die mir zu Theil werden konnte, war, mir meinen Abschied zu geben, und er ließ mich doch nicht gerne ziehen, und ich gieng gerne ab, da ich ohnehin vom Frühjahr 1792 an bis in Herbst 1793 fast ununterbrochen fort mit gesuchter Entlassung in seinem Dienste war. Heftiger setzte er in den Meiereybauer, die Wendpflüge in den Gang zu bringen. Die Knechte wurden verschiedene male durch Stockschläge und Peitschenhiebe von ihm ermuntert, daß sie gerne und ohne Widerrede mit Wendpflügen ackern sollten. So oft mit Wendpflügen geackert wurde, war nichts als Unwille unter den Knechten, denn mit Anstrengung aller Kräf-

Kräfte mußten sie in den zähen, thonigten und oft harten Boden den Pflug zu erhalten suchen, anderer Ungemächlichkeiten nicht zu gedenken, welche das Umwenden des Mahlbrets und der Säge mit sich führten. Darinnen, daß ein Wendpflug zwey gleiche Seiten haben muß, liegt der Grund, daß man ihn vester halten muß, und da Mahlbret und Säge bey jeder neuen Furche auf die andere Seite gewendet werden muß, so hat man immer nöthig dran zu klopfen und nachzuhelfen.

Im Jahr 1794 wurden endlich doch, Trotz aller natürlichen Hindernisse, die Wendpflüge gänzlich eingeführt, denn ich war jetzt Ehemann, und mußte mich also in sofern nach dem Willen meines Herrn richten. Im Monat August waren doch einige hieländische Pflüge aufs Feld gekommen, mein gnädiger Herr hatte sie bald bemerkt; darüber aufgebracht, machte er mir nebst über andere feldwirthschaftliche Gegenstände, (denn in der Feldwirthschaft läßt sich alles tadeln, so bald man aus einem selbst beliebigen Gesichtspunct die Sache betrachtet und nicht ökonomische

Grund-

Grundsätze zum Standpunct nimmt) schriftlich heftige Vorwürfe, gegen welche ich mich eben so heftig schriftlich vertheidigte, und besonders meine unmasgebliche Meynung über die Wendpflüge sagte. Hierauf schrieb er mir wieder: „Sie sind der Mann gar nicht, der zu urtheilen „vermögend ist, ob sich mit Wendpflügen oder „mit andern am besten ackert, weil Eigendünkel, „Steifsinn, und vielleicht just ein schlechter Pflug, „den Sie genommen, Ihnen keines bessern über„zeugt. Ars non habet osiorem (osorem) nisi „ingnorantem (ignorantem). Genug, hier solle „nur mit Wendpflügen geackert werden, und alles „muß geschehen, wie ich es gut finde."

Von dieser Zeit an ließ ich nun keine andere als bloß Wendpflüge ins Feld gehen, und eben dieß wird seit meiner Entfernung von dort beobachtet. Indessen sind die schlimmen Folgen davon schon so sichtbarlich, daß man ein unbekehrlicher Freund ökonomischer Charletanerien seyn muß, wenn man die Untauglichkeit der Wendpflüge auf dem Frankenberger Boden nicht bemerkt. Erst kürzlich sagte ein Bauer aus der hiesigen Gegend

zu mir: „Man kann nicht durch die Frankenberger Markung gehen, ohne sich über den Feldbau zu ärgern, ob es einen gleich nichts angehet.“ Auch ohne Prophet zu seyn, glaube ich voraussagen zu können, daß man wieder in wenigen Jahren seine Zuflucht zu den alten Landesgebräuchlichen Pflügen nehmen wird.

Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage, daß auf den Frankenberger Meiereyhöfen in dem heurigen Jahr wenigstens 400 Mltr. Korn und Dinkel weniger erbaut werden, als der Regel nach erbaut werden sollten, wenn nach der Art, wie hier zu Lande jeder Bauer seinen Feldbau bestellt, verfahren würde. Wenn nun mehrere Güterbesitzer, mehrere Landwirthe auf diese Weise wirthschafteten, was sollte da herauskommen? — Wer sich indessen auf den (ohne Einschränkang genommen) ganz falschen Satz: ich darf mit meinem Eigenthum machen, was ich will, beruft, muß sehr arm an Geist, und noch ärmer an sittlicher Bildung seyn.

Ich müßte ein dickes Buch schreiben, wenn ich Dir, l. Fr., alle einzelnen Zweige derjenigen

feld=

feldwirthschaftlichen Haushaltung, wo meine ökonomische Selbstthätigkeit gezwungen war, eigensinnigen Launen zu fröhnen, ausführlich schildern wollte; allein das traurige Andenken an meine kurze ökonomische Laufbahn zu Frankenberg erlaubt mir kaum, Dir mehr zu sagen, als daß meine Wirksamkeit durch alle besonderen Theile der Feldwirthschaft hindurch auf eben diese Weise beschränkt war, wie bey beyden erwähnten Gegenständen.

Ein einziger strenger Befehl war die Ursache, daß die ganze sonst so schöne Schweinszucht zu Grunde gieng. Eine Hordenstallfütterung von ungefähr 20 Mutterschafen auf dem zweyten Meiereyhof entzog dem Rindvieh einen großen Theil des nothdürftigen Futters. In dem ersten Meiereyhof standen 6 Hummelochsen (Farren, Reitochsen, Bullen,) welche zum Ziehen des Wagens angewöhnt waren, bey welchem Unternehmen ich eben so wohl als die Knechte der Leibes- und Lebensgefahr ausgesetzt waren. Ausser diesen waren in eben dem Hof noch 3 junge Farren vorhanden; und wenn ich dem Befehl pünctlich

lich nachgekommen wäre, so würde kein Stierkalb mehr verschnitten worden seyn.

In dem Jahr 1794. sollte ein großer Meiereywohnungen= und Stallbau unternommen werden. Anfangs des Februars gieng ich zu meiner Herrschaft, um mir wegen dem Fällen des fichtenen Bauholzes Verhaltungsbefehle einzuholen. Mein Herr sagte mir gleich, ich hätte darum mich nichts zu bekümmern, er würde davor schon sorgen; das Holz müßte geschälet werden. Ich antwortete hierauf, ich wollte gar nicht darüber streiten, ob das geschälte oder das im Winter gefällte Bauholz besser wäre; sondern meine Meynung gieng nur dahin, daß, wenn das Bauen nicht frühzeitig seinen Anfang nähme, die zu erbauenden Gebäude vor dem Winter nicht vollendet werden könnten. So wie ich immer gewohnt war, meine Meynung über nichts eher zu sagen, bis ich der Sache gehörig nachgedacht hatte, alsdann ich sie aber mit den nöthigen Gründen und Beweisen unterstützte; eben so behauptete ich jetzt meinen Satz. Mein gnädiger Herr, unwillig darüber, daß ich sein Vorhaben nicht gut

hieß, stand schnell vom Stuhl auf, und sagte: wenn man mich nicht mit frieden läßt, so lasse ich gar nicht bauen. Ich gieng ab, und zog mir hieraus die Lehre, mit meinen gutgemeynten Vorschlägen künftig weniger freygebig zu seyn. Wie ich es vorher gesagt hatte, so geschah es; der Stallbau wurde nicht vollendet, und die Folgen davon waren trauriger, als ich es mir vorher vorstellte. Der alte Stall war abgebrochen, und das Vieh mußte in dem kalten Schafstall den Winter über zubringen. Dieß hatte einen nachtheiligen Einfluß auf den Verbrauch der Fütterung und des Streustrohes, wodurch der Mangel, welchen die trockene Witterung an allen Fütterungsartickeln verursacht, und die ganze hiesige Gegend in dieser Rücksicht ein halbes Misjahr hatte, sehr vermehrt wurde. Meiner gnädigen Frau, welche die Kasse unter sich hatte, war nichts unangenehmeres zu hören, als wenn ich vom Ankauf sprach, und mein gnädiger Herr wollte nichts vom Verkaufen wissen. Im Herbst that ich den Vorschlag von jeder der 3. Schafheerden etliche dreisig Stücke Schafe zu verkau-

sen, weil das Schafvieh ziemlich im Werthe stände und viele Käufer da wären. Ich erhielt zur Antwort: können sie andere Leute brauchen, kann ich sie auch brauchen. Die überflüssigen Hummelochsen oder Farren, und die wenigen Hordenschafe des andern Meiereyhofs wären gar wohl entbehrlich gewesen, allein in dieser Rücksicht der Lieblingsgegenstände des Herrn zu erwähnen, unterstand ich mich nicht.

Unter solchen Umständen ist nicht gut Oekonom seyn, man mag thun, was man will, und wie man es will, so ist es am Ende nicht recht. Handelt man um das Beste der Wirthschaft willen nicht so pünctlich nach den gegebenen Vorschriften, so ist man der beständigen Verdrüßlichkeiten ausgesetzt; führt man aber die verkehrten Verordnungen aus, so geht die Wirthschaft darüber den Krebsgang, und dem Oekonomen wird endlich doch die Schuld beygemessen. So gieng es mir in Frankenberg; und das schlimmste war dabey, daß mein gnädiger Herr nicht einmal oberflächliche theoretische ökonomische Kenntnisse besaß, vielweniger praktische Einsichten

hatte.

hatte. — Indessen kam mir nichts unerwartet, denn ich sah voraus, daß mein Herr alle Schuld auf mich schieben, und ich sie nicht auf mich nehmen würde, darüber mußte es schlechterdings zu einem Bruch zwischen uns beiden kommen, um so mehr, da ich nichts sehnlicher wünschte, als meines Geschäftes los zu werden. Allein so wenig mein Herr über vergangene Dinge mir beykommen konnte, so sehr suchte er mir seinen Unwillen fühlen zu lassen, wo er bey gegenwärtigen Dingen nur die geringste Ursache vom Zaun abbrechen konnte.

An einem Sonnabend im Monat März war ich mit Abwägen der Fütterung beschäftigt, und so bald die Nacht hereingetretten und dieses Geschäft geendiget war, setzte ich mich sogleich an meinem Schreibtische und machte die Berechnung der Tagesfütterung. Als ich damit fertig war, versiegelte ich sie, und überschickte sie durch einen Knecht an meine gnädige Frau. Froh mein Geschäft in später Nacht endlich einmal geendiget zu haben, wollte ich nun meinen müden Körper mit Essen und Trinken erquicken und

mich zu Bette legen, welches ich auch that. Durch diesen abgeschickten Knecht erhielt ich Befehl, am folgenden Sonntag Abends um 6 Uhr zum gnädigen Herrn zu kommen. Diesen Tag über war ich mit nothwendigen Schreibereyen beschäftigt, und ich nahm mir nicht die Zeit, mich ordentlich anzukleiden; endlich nahte 6 Uhr herbey, ich wollte mich geschwind ein wenig festtäglich ankleiden, allein ich weiß nicht, welches glückliche oder unglückliche Geschick mich beseelte; mit meiner Ankleidung wollte es nicht recht von Statten gehen, und es schlug 7. Uhr als ich ins Schloß trat. Mein Herr war im Nebenzimmer und fragte, ob ich nicht um 6 Uhr wäre bestellt worden; ja, sagte ich, ich hätte auch zu dieser Zeit kommen wollen, ich wüßte aber selbst nicht, wie die Zeit verflossen wäre. Ich sollte mit ins andere Zimmer gehen; er setzte sich aufs Kanapee, und machte eine Miene, aus welcher ich mir nichts gutes prophezeyhete. Nach einigem Besinnen fragte er mich: „warum ich mich unterstanden hätte, Seiner Frau einen Zettel durch einen Knecht herauf zu schicken, und warum

ihn nicht selbst überbracht hätte.“ Ich entschuldigte mich, daß so etwas noch nie wäre verlangt worden, daß es schon spät gewesen wäre, und ich doch nach vollendeter Arbeit auch einen Bissen hätte essen wollen. „Und wenn es noch so spät ist (fuhr er mit einer erschrecklichen Wuth vom Kanapee gegen mich auf,) „so muß Er doch herauf kommen.“ Ew. Excellenz werden doch nicht haben wollen, daß ich Tag und Nacht arbeiten soll, sagte ich. „Ja, das muß Er; Er ist ein fauler Kerl, pack er sich gleich fort“ — und was ich noch für ehrenvolle Titel erhielt, weiß ich nicht, so sehr war ich dadurch ausser aller Fassung gekommen. Ich gieng in meine Wohnung, und zitterte vor Zorn und Aergerniß am ganzen Leibe. Kaum war ich in meine Stube getreten, so kam schon wieder ein Bote, ich sollte gleich zum gnädigen Herrn kommen. Ich war unentschlossen, was ich thun wollte; endlich gieng ich doch. Es sollten auf meine eingegebene Fütterungsberechnung die künftigen Futterportionen regulirt werden, deswegen ich und der Meiereybauer vorgefordert wurden.

Des andern Tages schrieb ich an meine gnädige Frau, stellte ihr die Unbilligkeit der gestrigen Behandlung vor; fragte sie, ob mein rechtschaffenes Betragen, während meiner 5 jährigen Dienstzeit eine solche Behandlung verdiene. Wenn man aber Ursache habe, mit meinen Geschäftsverrichtungen nicht mehr zufrieden zu seyn, so glaubte ich, es ließe sich über meine Verabschiedung eben so gütlich reden, als über meine Annahme. Niemals hätte ich mich weder durch Schmeicheley, noch durch von mir gemachte Erwartungen zudringlich gemacht, und ich wäre auch jetzt nicht geneigt, mich zudringlich zu machen. Es thät mir leid, daß ich der gnädigen Herrschaft nicht so nützlich gewesen wäre, als ich es hätte seyn können, allein es wäre nicht meine Schuld, denn ich hätte nach Befehlen handeln müssen. Auf Jakobi oder Lichtmes wollte ich abziehen.

Hierauf erhielt ich folgenden Brief.

Frankenberg d. 25ten März 1795.

Sie haben ganz recht gethan, wann Sie in dem an meine Frau gerichteten Vorstellungs-

Schreiben sagen, daß man über Ihre Verabschiedung eben so güthlich, als über Ihre Annahme sprechen könnte. Allein? wann ist dann über Ihre Verabschiedung gesprochen worden? Sie haben in einem Zeitpunct wo ich glaubte, mit Recht, unzufrieden mit Ihnen seyn zu können, durch eine unschickliche und gar nicht anpassende Antwort mich folgends so aufgebracht, daß ich Ihnen, ich gestehe es, etwas rauh und wieder meine Gewohnheit, gesagt, Sie könnten nur wieder fortgehen; welches Sie aber in Ihrem Eifer nicht verstanden, oder misgedeutet, sondern die mich ganz ausser Fassung bringende Antwort gaben, Es wäre eine halbjährige Aufkündigung dessentwegen bestimmt. Darüber weiß ich die eigentlichen Worte nicht, was ich Ihnen gesagt habe, daß weiß ich aber ganz gewis, daß ich von keiner Entlassung, noch weniger aber von naher, noch ferner Verabschiedung geredt, noch gedacht hatte; ich wolt Ihnen nur aus meiner Gegenwart haben, um Ihnen nichts Empfindliches zu sagen, weil ich mich sorgfältig hüthe, niemand zu beleidigen, so lange ich sol-

 ches

ches abzulehnen vermag. Kaum hatte ich mich wieder etwas gefaßt, so ließ Ich Ihnen wieder und zugleich den Hof-Bauern ruffen, welches ich ja niemahlen nach einer Ertheilten Verabschiedung gethan haben würde, noch thun können, weil Ihre fernere Dienst-Pflichten aufgehöret hätten. Die Art meiner Behandlung war die gewöhnliche. Sie schienen — während der, mit dem Bauern gepflogenen Berathschlagung und Berechnung ganz zufrieden, und zugleich mir beruhiget zu sein, bis einige Augenblicke vor Ihrem weggehen, merkte ich, zwahr nur auf Ihren Gesichts-Zügen, dann Stimme und Betragen blieb das nehmliche, daß Ihnen erst jetzt meine bezeigte Empfindlichkeit verdrösse. Allein ich glaubte es würde Ihnen nach etwas ruhiger Ueberlegung Eben so geschwind vergehen, da Sie sich überzeugen müssen mir, durch das, daß Sie mich Eine Stunde nach der Uhr auf Ihnen warten lassen, die gerechteste Ursache dazu gegeben zu haben.

Sie können aber gegenwärtig die Sache nehmen, wie Sie wollen, dann, ohngeachtet ich,

Ihnen

Ihnen keinen Abschied gegeben, keinen zu geben gedacht; so können Sie, wann Sie es für Ihr Wohl Bestes glauben, gehen oder bleiben. Nur auf Jakobi können Sie nicht gehen; dann zwischen der Erndte kann ich keinen neuen Aufseher nehmen, weil solcher mit denen hiesigen Verhältnissen bekannt, ja schon etwas darinnen bewandert seyn muß, um eine Erndte zu meinem Nutzen behörig besorgen zu können. Es bleibt Ihnen noch immer die Wahl zu gehen oder nicht zu gehen. Wann Sie aber meine Dienste verlassen wollen, so muß es bis nächst Walburgi, oder kommende Martini geschehen. Auch daß Sie, so lange Ihr Daseyn, oder so kurz solches dauern solle, Ihren Dienst nach Pflichten, und mit Eyfer verrichten werden, läßt sich ohnedem von Einem Redlichen und Ehrlichen Manne nicht anders denken. Sign. Frankenberg d. 25. März 1795.

Lud. Pöllnitz v. Frbrg.

Auf das Zureden verschiedener meiner Freunde und Verwandten gab ich meinem Herrn zu erkennen, daß ich bereit sey ihm ferner zu dienen,

sehr veralteter Dinge, darüber wurde ich so aufgebracht, daß ich sogleich meinen Abschied förmlich forderte. Wegen der Länge des Briefs ziehe ich Dir nur einige Stellen aus, woraus Du zur Gnüge wirst ersehen können, daß ich hinreichende Gründe hatte, meinen Geschäftsposten auch ehe ich noch einen andern hatte, zu verlassen.

Frankenberg d. 10ten April.

Der Hr. Inspector wird böse, hat also unrecht, dann das Bewustseyn Recht zu haben erhält sich immer bey kaltem Blute. u s. w.

Sie sagen ich hätte Ihnen öfters meine Zufriedenheit versichert, und in den ersten Jahren wäre es Ihnen leicht gewesen die Gegenstände Ihres Berufs zu übersehen, beides ist wahr, und hatte zur Grund-Ursache, daß Sie sich ganz allein Ihrer Bestimmung, woran Sie damalen ein Vergnügen fanden, widmeten: Allein wie Sie die Bekanntschaft ihrer jetzigen Frau machten, und die Tag- und Nachtwanderungen nach Reusch zu Ihrem Hauptgeschäfte gemacht wurde, so war es um beides gethan, und daß ich

dann

dann keine Aenderung machte, war die Güte meines Herzens Schuld, weil ich glaubte, sie könnten meiner weniger als ich Ihrer entbehren. Ich bestreite Ihre weit umfassende ökonomische Kenntnisse nicht: allein ich habe Sie nicht angenommen um nur was zu lernen, noch hier willkürlich zu handeln, sondern nur die von mir angeordnete ökonomische Verordnungen in genaue und baldmöglichste Ausübung zu bringen. Wer hat Ihnen aber in der in dem vergangenen Jahr zu besorgen gehabten Sommer-Saat und Erndte im geringsten beschränkt oder eingeschränkt? und dennoch ist beides erbärmlich besorget und in Ausübung gebracht worden. u. s. w.

Daß ich Ihnen über diesen erlittenen großen Verlust hätte verantwortlich machen können, möchte wohl nicht in Zweifel zu setzen seyn, denn nach Ihren angeblichen Kenntnissen, müssen Sie alles dieß mit Vorsatz mir zu schaden gethan haben. u. s. w.

Wenn Sie an Geschäftstägen, um Mittags zu essen nach Reusch und Abends die Frau dorten ab-

abzuholen, oder anderswo entgegen lauffen müssen, dieses und die einer jungen muntern Frau zu leistenden Bett-Arbeiten, nicht aber bloße Dienst-Geschäfte, konnten Sie freylich fast contract gemacht haben: solches möchte aber wohl nicht auf meine Rechnung zu schreiben seyn. Ich würde gerne sehen, wann Sie mit der kommenden Nacht sich schlaffen legten, und mit Tages-Anbruch aufstehen zu können. u. s. w.

Ueberhaupt aber, wenn wir länger beisammen bleiben wollen, so müssen Sie sich ganz nach meinem Willen fügen, alles auf meinen Nutzen arbeiten, der Gedanke, der Vorschlag komme von mir oder einen Bauer, wann nur das gute und vortheilhafte geschiehet, und alle Morgen mit der vollkommensten Demuth und Ueberzeugung, gleich mir zu sich selbst sagen: quantum est, quod nescimus.

L. Pöllnitz von Frbrg.

Den geringsten Genuß des Vergnügens, im Dienste des Hrn. von Pöllnitz habe ich jederzeit mit der größten Gewissenhaftigkeit meinen Geschäf-

schäften untergeordnet, und ist auch nicht die geringste Beschwerde gegen mich deswegen vordem angebracht worden. Die Frühjahrssaat war so gut verrichtet worden, als sie nur immer geschehen konnte. Verschiedene male ritt ich mit meinem Herrn durch alle angesäeten Felder, so gar geschahe dieß einigemal kurz vor der Erndte, und es ist ihm nie eingefallen, mir nur auf die entfernteste Weise einigen Tadel, vielweniger einen Verweiß zu geben. Jetzt erst, da ein volles Jahr verflossen war, bürdet er mir gemachte Fehler auf. Entweder hätte er mich damals gleich zur Verantwortung ziehen sollen, oder jetzt gänzlich schweigen.

Ueber dieses Schreiben wurde nicht nur ich und meine Frau, sondern auch meine Schwiegerältern und Schwägerin außerordentlich aufgebracht, und diese letzten sagten: sie würden gar nichts mehr auf mich halten, wenn ich mich gleich auf der Stelle aus den Diensten des Herrn von Pöllnitz gienge, sie nähmen mich und meine Frau recht gern in ihr Haus auf, bis ich eine andere Stelle wieder bekäme. Ich nahm nun

sogleich förmlich meinen Abschied in folgendem Brief:

„Das lange Schreiben, welches ich gestern von Ew. Excellenz erhalten habe, glaube ich vor jetzt mit wenigen Worten beantworten zu können.

Auf die Beschuldigungen gröstentheils ziemlich veralteter Dinge wäre ich nicht schuldig mich zu verantworten, da besonders die gehörigen Beweise dazu fehlen, indessen will ich doch, so bald ich von Geschäften frey bin, von Punct zu Punct ausführlich antworten. Ein dritter unpartheyischer Mann, der zugleich ein Rechtsgelehrter seyn muß, wird hoffentlich den Richter machen dörfen.

Einseitige Anklagen, wovon ich nicht einmal benachrichtiget werde, und meine Verantwortung nicht im Angesichte der Ankläger gehört wird, sind Kabalen und Verläumdungen.

Damit Ew. Excellenz durch mich kein Schade mehr zugefügt werden kann, so ist es am besten, Höchst Sie lassen mich am nächsten Walburgistag abziehen, ja ich bitte unterthänig um meine

Ent-

Entlassung am bestimmten Termin, denn zu der Art von Verantwortlichkeit, wie es Ew. Excellenz haben wollen, kann ich mich schlechterdings nicht verbindlich machen. Ich fühle meine Kräfte zu schwach nach Dero Willen, den ich erst durch die bisherigen Streitigkeiten im ganzen Umfang kennen gelernt habe, — und doch mit einem guten Erfolg die Wirthschaft zu leiten. Mehr können Ew. Excellenz nicht von mir verlangen, als daß ich den Posten verlasse, den ich nun nicht mehr zu behaupten mir getraue."

Einige Stellen der hierauf erhaltenen Antwort theile ich Dir, l. Freund, hier mit.

Erlang d. 23 April 1795.

P. P.

Mein Brief war Ihnen also zu lang, das bedaure ich, Sie leugnen die Beschuldigungen, welche auf Facta von mehreren anerkannten beruhen; das bewundert mich jedoch nicht, Sie wollen Ihre Erudition durch das si fecisti nega et prima regula juris, zeigen. Allein Sie haben entweder meinen langen Brief nicht mit kalter Ueberlegung gelesen, oder verstehen wollen.

Dann ich sagte Ihnen, ich könnte Ihnen verantwortlich machen, aber nicht, daß ich es thun wollte oder würde. Ich hatte die Höflichkeit Ihnen noch überdieß zu sagen, daß ich Ihnen keine Vorwürfe darüber gemacht, und solche gegenwärtig nicht würde gemacht haben, wenn es nicht Ihnen zu überzeugen wäre, daß Ihre ökonomische Grundsätze noch nicht zur gehörigen Reife gekommen; auch dieses sagte ich blos aus Menschen-Liebe, um Ihnen zu überzeugen zu suchen, daß wenn Sie ja der vielwissende Mann sind, der Sie sich zu seyn überzeugt finden, Sie jedoch Ihre Kenntnisse auszuführen und solche zu dem Nutzen eines dritten anzuwenden, oder anwendbar durch andere zu machen, im Jahr 1794 noch unfähig waren, Sie müsten es dann, wie ich in meinem letzten Schreiben gesagt, mit Vorsatz mir zu schaden, solches gethan haben, welches ich Ihnen aber nicht zutraue. u. s. w.

Ueber alle Begriffe ist es aber, wann der von Ihnen erwählte Rechtsgelehrte mich richten solle. Können Sie dann den Bettler auf der Strasse dem Richter geben, den Sie wollen?

Erin-

Erinnern Sie sich doch der Worte des Apostels: jeder seye der Obrigkeit unterthan, die Gewalt über ihn hat.

Uebrigens willige ich gar gerne in Ihr Verlangen, Sie ziehen auf Wallburgis ab, wann vorher der Meyerey-Sturz vorgenommen worden, wozu ich sogleich jemanden bevollmächtigen werde. Dann ich würde mir ein Gewissen machen, weder Ihnen noch einem andern, der aus meinen Diensten gehen will, aufzuhalten.

Dienst Bereitwilligster
Lud. Pöllnitz von Frbrg.

Wo habe ich denn in meinem Brief gesagt, daß ich einen Richter erwählen will? vielmehr heißt es, daß ich einen unpartheyischen Richter verlange; nämlich einen Mann, der von beiden Seiten als unpartheyisch erkannt, und also von beiden Seiten erwählt wird.

Einen kleinen Brief, den ich im vorigen Jahr während der Aerntezeit erhielt, darf ich doch nicht übergehen.

Erlang d. 24 Jul. 1794.

Es freuet mich, Ihnen wohl zu wissen, und daß die Erndte guth von Statten gehet. Wegen

den gethanen Vorschlag das Bauholz betreffend: so sagen Sie meiner Frau, Ich hätte Ihnen an Sie gewiesen, Sie solle es machen, wie Sie glaubt, daß es am Besten gethan seyn würde. — Wenden Sie alles an, die Früchte bald heim zu bringen, sonst möchte die Hälfte ausfallen.

Dero

Dankbarer

Lud. Pöllnitz von Frbrg.

In dem 1794. Jahr war ich sehr mit Geschäften überhäuft. Die Aernte machte mir in diesem Jahr ein Drittheil Arbeit mehr als sonst, weil die Braache von beyden Meyerhöfen, und also die ganze Feld-Markung besäet war. Neben dem hatte ich die tägliche Aufsicht über das Bauwesen, und die Herbeyschaffung der nöthigen Materialien zu besorgen. Alles gieng indessen gut von Statten. Mit Eifer, Fleiß, Sorgfalt und mit einer Anstrengung habe ich meinen Geschäften vorgestanden, so daß mein Körper endlich ganz kraftlos wurde. Ich kann getrost und mit dem Bewußtseyn, meine Pflicht und Schuldigkeit gethan zu haben, mitten unter allen den

Leu-

Leuten, welche täglich zugegen und um mich waren, auftretten. Alle Handwerksleute, Taglöhner, und Dienstboten, die unter meiner Aufsicht standen, und unter deren Augen ich meine Geschäftsverrichtungen hatte, sollen in meiner Gegenwart eidlich nach bestem Wissen und Gewissen aussagen, was sie gesehen haben. Ich beruffe mich auf Ihro Excellenz, meine ehemalige gnädige Frau, derselben ich täglich von meinen Geschäften Bericht abstatten muste, und von ihr Befehle erhielt. Ich beruffe mich auf Ihro Gnaden Herrn Kammerherrn von Pöllnitz. Beyde hohe Personen waren den ganzen Sommer hindurch zugegen, sie müssen wissen, wie ich meinen Geschäften vorstand, sie sollen über mich urtheilen, wie sie es vor Gott und der Welt verantworten können. Ich bin täglich noch bereit, mich mitten unter sie alle zu stellen, und mich richten zu lassen, nur muß ein dritter unpartheyischer Rechtskundiger Mann den Ausspruch thun. Sollte dieß wohl der Hohheit des Standes Sr. Excellenz zuwider seyn?? Damit bin ich wenigstens nicht zufrieden, wenn es heißt: man hätte mich verantwortlich machen können, hätte es aber nicht thun wollen. Diese Nachsicht habe ich niemals verlangt, sondern Gerechtigkeit. Indessen ist es sehr kränkend für einen Mann, der sich bewußt ist, und beweisen kann, seine Schul-

digkeit gethan zu haben, wenn man erst lange hinter drein, wenn viele Umstände in Vergessenheit gerathen sind, mit Vorwürfen und Beschuldigungen gegen ihn auftritt. —

Die Inconsequenzen hier zu beleuchten, würde zu weitläuftig seyn, und überlasse es Dir, lieber Freund, selbst. Ich bin eben deswegen als Oekonom angenommen worden, weil man ökonomische Einsichten bey mir zu bemerken glaubte, und es würde mir leicht seyn zu beweisen, daß man mich wirklich für einen Sachkundigen Oekonomen hielt. Hinter drein aber werde ich der Unwissenheit beschuldigt; auch wäre ich nicht als Oekonomieverständiger angenommen worden, und dennoch glaubt der Herr von Pöllnitz über gemachte Fehler mich mit Recht verantwortlich machen zu können. Wenn ein Herr einen Diener annimmt mit dem Bewußtseyn, daß er das zu übernehmende Geschäft nicht versteht, und mit dem Vorsatz, daß er es nicht verstehen soll, so kann er nicht verantwortlich gemacht werden, denn die bewußte Unwissenheit schützt ihn. —

Einen sprechenden Beweis, dünkt mich, hätten sie diesen Sommer über in Frankenberg selbst gegeben, wie wenig sich die oberherrliche Befehlshaberey mit der feldwirthschaftlichen Haushaltung verträgt. Auf den Frankenberger Ländereyen wurden gegen 30 Wägen voll Klee gedürret; ob er aber

aber wirklich dürre sey, mag weder der Gutsherr, noch der Herr von Forstner als Oberökonomieaufseher, noch der an meine Stelle angenommene Oekonomieinspector, (der, wie ich höre, unter dieser Bedingung soll angenommen worden seyn, daß er nichts von der Oekonomie verstehen soll), — verstanden haben, denn kurze Zeit hernach verursachte der auf eine in Schubartischer und Holzhaußischer Manier erbaute Feime aufgeschichtete Klee einen solchen penetranten Gestank, daß man sich genöthiget sah, denselben herunterzureissen, und siehe da, er war gröstentheils vermodert, verschimmelt und verbrannt, und dem Mist ähnlich. Wie kann denn der Aufseher, der nicht nach eigener Einsicht handeln soll, wenn sich der Gutsherr zu Erlang befindet, anfragen: ob der Klee zum Einheimsen dürre genug ist? — doch hierüber hast du meine Grundsätze im 6ten Brief, über die Wirthschaft ꝛc. vernommen.

So bald über meine Entlassung entschieden war, machte ich sogleich Anstalt, meine Geschäfte in Ordnung zu bringen; ich stürzte das Getraid vor, verfertigte die Berechnungen aller Arbeitsleute, übergab diese und andere Rechnungsmaterialien meiner gnädigen Frau, und zog nach dem Walburgistag ab. Eine eigentliche Jahres-Rechnung hatte ich nicht, denn die Einrichtung war so: gnädige Frau hatte die Kasse; derselben lieferte ich

alles eingenommene Geld, und bey Ausgaben schrieb ich entweder Anweisungen, welche die Leute zur Kammerjungfer trugen, diese holte das Geld bey der gnädigen Frau und bezahlte die Leute; oder ich gieng selbst zur gnädigen Frau, holte das auszugebende Geld, und bezahlte damit. Der Verwalter sollte die Rechnung führen. Daß diese Verfassung mir eine Menge unnöthiger Arbeiten zuzog, ist leicht einzusehen. Nachdem ich schon abgegangen war, hatte ich noch verschiedene Geldreste einzukassiren; diese nahm ich ein, zog davon meine noch rückständige Vierteljahrsbesoldung ab, und schickte das übrige Geld nach Frankenberg ein; ich selbst kam nicht mehr dahin. Jetzt erst bekam ich einen neuen Streit. Als Herr von Forstner abgieng, und mir die Getraidböden übergab, kündigte er mir an, das bey dem Getraid-Verkauf eingehende Mesgeld oder Staubgeld dem Verwalter zu überliefern. Eine sonderbare Zumuthung, dachte ich, das Accidenz, was ich im Schweiß meines Angesichtes verdienen muß, einer andern Person zu geben, die auch nicht auf die entfernteste Weise nur die geringste Mühe dabey hat. Es versteht sich von selbst, daß die mit einem Geschäft verbundenen Accidenzen dem Geschäftsbesorger gehören; soll er sie aber nicht haben, so muß man ihm das vorher sagen, ehe er in die Dienste eintritt. Ueberhaupt war es

sehr

sehr unredlich an mir gehandelt, daß man mir nicht gleich bey dem gemachten Antrag sagte: daß schon eine andere Person da wäre, welcher die ganze mit den Geschäften, welche ich übernehmen sollte, verbundene Besoldung verwilligt wäre; daß ich nie eine anständige und angemessene Besoldung, und keine lebenslängliche Dienststelle zu hoffen habe; denn es ist mir nie, auch nicht im Traume eingefallen, jemals Frohndienste zu thun. — Ich überlieferte nun 2 Jahre lang dem Verwalter das Mesgeld, welches ich verdient hatte; allein da bisher weder über meine wirkliche Annahme noch Vestsetzung der Besoldung etwas beschlossen wurde: so glaubte ich, ich könnte mit eben dem Recht stillschweigend erklären, daß ich das Mesgeld als meinen Verdienst ansehe, als gnädige Herrschaft sich meiner Annahme auf eine Landesgebräuchliche Art und der Vestsetzung der mir schuldigen anständigen Besoldung stillschweigend zu entziehen suchte. Ich behielt also das Mesgeld in den Jahren 1792. 93. und 94. für mich, welches als ein kleines Taschengeld bey meinen dürftigen Finanzen mir wohl zu Statten kam. Die Herausgabe dieses eingenommenen Geldes ist während dieser Zeit nicht von mir verlangt worden; nachdem ich nun verschiedene Wochen Frankenberg schon verlassen hatte, kam eine Forderung von 45 fl. 16 kr. wegen des 3 Jahre

lang eingenommenen Mesgelds an mich. Darauf gab ich nun ungefähr folgendes zu erkennen:

Daß ich das Mesgeld verdient habe, bedürfe keines Beweises. Daß es mir abgesprochen worden, und die Art und Weise wie es mir abgesprochen worden sey, wäre unbillig gewesen. Ich hätte geglaubt, sie würden Rücksicht darauf nehmen, daß ich bey einer eingezogenen und eingeschränkten Lebensart in ihrem Dienst nicht nur nichts hätte ersparen können, sondern nachdem ich mit meinem letzten Vierteljahrgeld die erborgten Lebensbedürfnisse bezahlt hätte, wären mir noch etliche Gulden Schulden übrig geblieben. Ferner hätte ich geglaubt, sie würden Rücksicht darauf nehmen, daß ich jetzt dienstlos wäre; ich durch ihre Dienste dies gewiß nicht verdiente Schicksal erfahren hätte; daß ich im ersten Jahr das von meinem Vater erhaltene Geld, ungefähr in 50 fl. bestehend, zugesetzt habe, und es mir jetzt schwer fallen müste, noch 45 fl. nachzubezahlen. Ausserdem hätte ich für die ersten 4 Monate nicht einmal eine Besoldung erhalten, und es könnte doch der Hohheit Sr. Excellenz nicht angemessen seyn, von mir einen 4 monatlichen Frohndienst zu verlangen. Glaubten Sie aber, ich hätte unverdienter Weise und widerrechtlich dieses Mesgeld an mich gezogen, so sollten sie höchstens denken, ich handele gegen sie eben so

un=

unbillig; als ich unbillig behandelt worden wäre; und in sofern könnten wir wohl mit einander aufheben. Wollten sie sich aber nicht dabey befriedigen, so wäre ich sehr bereit, dieses Geld zu erlegen, so bald mir durch einen aufgestellten unpartheyischen Richter die Bezahlung desselben zuerkannt worden wäre. Ich würde alsdann das leidige Vergnügen haben, zu sagen: daß in ihren Diensten meine Gesundheit durch Verdrüßlichkeiten und Aergernisse zerrüttet, meine jugendlichen Kräfte durch Strapatzen aufgezehret worden wären, und ich noch oben drein bey einer eingeschränkten Lebensart ungefähr 100 Gulden zugesetzt habe.

Bey dieser Gelegenheit schrieb ich einige Briefe, die man von Seiten Frankenbergs für sehr beleidigend gefunden hat, und man mir in nicht weniger harten Worten dasselbe erwiederte. Meine Briefe dürfen öffentlich bekannt gemacht werden, sie enthalten nichts als Wahrheiten mit lebhaften Farben geschildert. Aber ich will denjenigen Menschen sehen, der in meiner Lage, bey meinem Schicksal, und bey einer solchen Behandlung kaltblütig bleiben kann. Ich habe nun schon 4mal auf einen unpartheyischen Richter beharrt, und zu dem Ende in dem dießherrschaftlichen Amte auf die verlangte Summe Sicherheitsleistung gemacht.

In einem Frankenberger amtlichen Schreiben,

das ich vor wenigen Wochen erhielt, heißt es: „Man hätte Ihnen weder bey Ihrer Annahme, „noch sonst etwas versprochen, welches nicht ge= „halten worden, für häufige und mehrere Tage „angedauerte Zusprüche, Gäste, und anderer Aus= „lagen bey Gesellschaften, und Clubs=Besuchen „aber hätte man freilich die Besoldung nicht be= „stimmen können, sondern das übrige Dero Ein= „richtung nach der Einnahme, die zur Zeit für „2 Personen gewis hinlänglich gewesen, und „dafür von jedem Unpartheyischen erkannt wer= „den müste, überlassen." Die Unstatthaftigkeit dieser Beschuldigungen wird die ganze hiesige Nachbarschaft bezeugen können. Ich lebte in Rücksicht des gesellschaftlichen Lebens äußerst ein= gezogen, und fast entfernt von allen gesellschaft= lichen Zusammenkünften. Der als Schriftsteller rühmlichst bekannte Herr Pfarrer Schlez, wel= cher mich seiner Freundschaft würdigte, war der einzige Mann, mit welchem ich einen eigentli= chen Umgang hatte. Unsere wechselseitigen Zu= sammenkünfte waren aber selten, mit keinem Aufwand verbunden, und meistens auf die Abend= stunden der Sonn= und Feyertage eingeschränkt. Kurz die Beschuldigung ist so seicht, daß sie kei= ner Widerlegung werth ist. Beynahe scheint es, der Herr Geheimerath von Pöllnitz hat mir nur in eben der Absicht eine nothdürftige Nahrung

geben

geben wollen, gleichwie der Ochs sein nothdürftiges Futter erhält, damit er den Wagen und den Pflug ziehen kann.

Was für einen Antheil hat denn der Herr von Forstner an der Sache genommen, wirst Du fragen? das weiß ich nicht, aber fast komme ich auf den Gedanken, daß er Parthey gegen mich genommen hat. Freylich würde ich alsdann seine von Gahrenberg aus an mich geschriebenen Briefe, und seine mündlichen Freundschaftsversicherungen nicht damit vereinigen können. Ein Stück aus einem vom 17ten Jul. 1792. füge ich hier bey.

— — — — — — Das weitere hierüber spahre ich zum mündlichen Wortwechsel auf — wenn anders der liebe Himmel mir den süssen Genuß vergönnt: Sie wieder einmal hier zu sehen, worauf wir uns beide — mein Weibchen und ich — wie Kinder auf ihr Weynachtsgeschenk freuen. Bleiben Sie unser Freund — wir lohnen Ihnen gewiß mit biederer Freundes Treue dafür. —

Wäre ich nicht Ihr Freund im eigentlichen Verstand, und nicht ganz von Ihrer Freundschaft und edlen Charakter überzeugt; so würde ich, — was Sie mir im Betref meiner phys. ökon. Beschreib. von Franken sagen, für Schmeicheley aufnehmen. Dieß kann aber nie bey Ihnen der

Fall seyn — mithin schreibe ich es blos Ihrer Partheylichkeit für mich zu. u. s. w."

Ihr warmer Freund, Forstner.

Wenigstens kann mir dieß ein Beweis seyn, daß Worte und Handlungen sehr verschieden sind.

Es ist wohl kaum nöthig, zum Schluß die Erinnerung hinzuzufügen, daß, wenn ich auf meine 5. jährige ökonomische Laufbahn in Frankenberg zurückschaue, ich traurige Betrachtungen darüber anstelle, und wünsche, diesen Theil meines Lebens, in mancher Rücksicht, aus dem Gedächtnis verbannen zu können. Reusch d. 1ten Aug. 1795.

Adam Heinrich Hatzel.

Nachschrift.

Diese meine Frankenberger Lebensgeschichte hatte ich eigentlich nur für einen meiner schätzbarsten Freunde, der an allem, was meine Person betrift, herzlichen Antheil nimmt, aufgesetzt; allein ich sahe mich fast nothgedrungen, sie dem Druck zu übergeben. Daß ich diesen Schritt ungern that, darf ich vielleicht kaum versichern, denn welcher Mensch wird gern seine Thorheiten, und seine begangenen Fehler der ganzen Welt vor Augen legen. Und ich bedaure im Voraus jeden, der in solchen Angelegenheiten zu einem ähnlichen Schritte gezwungen wird; denn dieß ist ein höchst unangenehmes Geschäft, Es gibt Menschen, die gar nicht be-

begreifen können, wie jemand freywillig aus einem Dienst gehen könne, ehe er noch eine andere Stelle hat, und fabeln oft darüber die poßierlichsten Dinge. Selbst einige meiner Freunde bezeigten mir darüber ihre Verwunderung. Nicht zu gedenken, was nicht selten menschenfeindliche Creaturen auszuposaunen sich angelegen seyn lassen.

In dieser Rücksicht, glaube ich, kann meine Lebensgeschichte ein Beweis seyn, daß es Ursachen geben könne, welche die plötzliche Niederlegung seines Amtes nothwendig machen. Daß es Dienststellen giebt, wo es schlechterdings nicht ohne Stürme abgeht, weiß ich gar wohl, und ich weiß auch, daß, wenn der unterthänige Brödling durch tiefe stumme Bücklinge zu erkennen gibt, er habe den gerechten Unwillen seines gnädigen Gebieters verdient, nach vorübergehendem Ungewitter die Gnaden-Sonne bald wieder scheinet. Sclavenseelen mag dieß gleichsam eine Erfrischung seyn, ich will sie aber um diesen Wonnegenuß nicht beneiden. Allein als eine vorzügliche Ursache, warum ich das Geschehene weniger gern vergaß, habe ich noch bemerklich zu machen: daß meine Gesundheit sehr in Abnahme gekommen war. Die schon über ein halb Vierteljahr fortdauernden nächtlichen Schweiße zeigten mir nur zu gewiß an, daß ich wieder mit einem harten Anfall der Schwindsucht (denn im Jahr 1792 muste ich mich

schon

schon einmal von diesem Uebel befreyen lassen) bedrohet würde. Meine Empfindung sagte es mir, daß Ruhe und Entfernung von den Gegenständen der Aergernisse und des Verdrusses jetzt die einzigen wirksamen Arzneyen seyn möchten. So wenig ich auch den Tod fürchte, so wäre mir doch nichts verhaßter gewesen, als in Frankenberg mein Grab zu finden, an einem Orte, wo ich bey so vielen mühseligen Geschäften eben so wohl in Rücksicht meines eigenen Wohlseyns als in Beziehung auf das allgemeine Beste dennoch nur mit einem Siebe Wasser geschöpft habe.

Jetzt, indem ich dieß schreibe, kann ich mich, Gottlob! einer vollkommenen Gesundheit erfreuen, und ich glaube dieses unschätzbare Gut durch die Niederlegung meiner Dienststelle nicht zu theuer erkauft zu haben.

Vorzüglich für meine Freunde und Bekannten ist die Geschichte meiner ökonomischen Laufbahn zum Druck befördert worden, wodurch ich auch zugleich mancher weitläuftigen Briefschreiberey überhoben werde.

Ende.

Nachtrag.

Auf meine gegen die Meßgeldsforderung dem wohllöbl. Amte Ippesheim mitgetheilten Einwendungen, wurde von Seiten Frankenbergs ungefähr folgendes geantwortet: „daß meine vermeintliche Rechtfertigung aus leeren Dicentereyen bestehe; daß das bey meiner Verheyrathung übergebene Bittschreiben, das darauf erhaltene Annahmsdecret, und die von Herrn von Forstner ausgestellte species facti, wie ich in Frankenbergische Dienste gekommen sey, — die Unrichtigkeiten meiner Aeußerungen hinlänglich zu erkennen gäben; daß, wenn ich, so viel meine erstern Jahre anbelange, nicht zufrieden gewesen wäre: so hätte ich wieder abgehen können, meine idealischen Vorstellungen aber machten keine Beweise, und Undank und Grobheit nunmehro zur Haupteigenschaft; daß, so lange in Deutschland noch zum Glücke keine Gleichheit der Stände eingeführt sey: so lange hätte jeder Stand diejenige Rücksicht zu fordern, die ihm gebühre; daß auch, all — obiges keinen dritten Richter bedürfe, indeme die Sache ohnehin auf platter Hand liege; glaubte ich jedoch eine Action anstellen zu können, so möchte ich mich an ein Reichsgericht wenden."

Die beygelegten angeblichen Beweisstücke fand aber das wohllöbl. Amt als nichts beweisend, und verlangte vielmehr eine specielle Beantwortung meiner Einwendungen, die aber nicht erfolgt ist. Auf dieses Schreiben erklärte ich mich dennoch dahin

hin, daß ich das Meßgeld herausgeben wollte, aber nur unter der Bedingung, daß mir für die ersten 4 Monathe 33 fl. 20 kr. an Sold bewilligt würden, denn ich sey eben so berechtigt, eine alte Sache zurück zu fordern, als man es von Seiten Frankenbergs zu seyn glaubte; außerdem ich nichts verlangt hätte. Würde diese Bedingung angenommen, so wollte ich sogleich 11 fl. 56 kr. herausbezahlen. Wo nicht, so beharrte ich auf den Ausspruch eines dritten unpartheyischen Richters. Hierauf erfolgte keine Antwort, sondern vielmehr wurde das wohllöbl. Amt ferner ersucht, mich ohne weitere Umstände zur Bezahlung anzuhalten. Dennoch war einem Frankenberger Schreiben ein Zettel beygelegt, vorgeblich aus eigenem Antriebe des Herrn Amtmanns daselbst, worin es hieß: ob es denn nicht möglich wäre, daß ich um Erlassung der Meßgeldsforderung bittend einkäme, gewiß würde der Erfolg der Bitte entsprechend seyn. — Allein ich verlange weder Schonung noch Nachsicht; wo ich gefehlt habe, muß ich bestraft werden, nur muß es auf dem rechtlichen Wege geschehen. Da sehr oft die gelehrten Fakultäten des Rechts zur Entscheidung über minder bedeutende Dinge ersucht werden, könnte hier nicht eben dieß geschehen?

Zur Schonung des Papiers nur ein Stück aus der species facti des Herrn von Forstners. (Zur Verständlichkeit des folgenden, muß ich erst bemerklich machen, daß das erste Wort d i e ß sich auf meinen gegen Herrn von F. geäusserten Wunsch, bald irgendwo angestellt zu werden, bezieht.)

„Dieß und der Drang der Umstände, in welchen ich mich damals befande, Frankenberg verlassen, und meinen Herrn Schwiegervater, in Rücksicht der vielen Reisen, die Er ex officio von hier aus nach Erlang unternehmen muß, in eini-

ge

ge Verlegenheit deshalb setzen zu müssen; diese Umstände zusammen genommen, machten den Vorsatz in mir rege, einem jungen, fähigen, und für sein Fach enthusiastisch eingenommenen Mann zu Erfüllung seiner bescheidenen Wünsche, nach möglichsten Kräften behülflich seyn zu wollen. Da nun Hr. Hatzel bey unserer Zurückkunft (von der Besichtigung der Oekonomie) über Nacht und einige Tage zu bleiben, eingeladen wurde: so entdeckte ich mich deshalb erst des andern Tages meiner Frau Schwiegermutter, und da just mein Herr Schwiegervater ins Zimmer trat, auch so gleich ihme darüber. Das Resultat davon war die Erlaubnis, die ich für Hrn. Hatzel auswirkte, sich dem praktischen Fach, so lange es ihm beliebte, hier widmen zu können. (ist mit Seite 125. Z. 5. zu vergleichen.) Ich überbrachte ihm so gleich diese Nachricht, **ohne eine Sylbe weiter in Betref einer fixirten Stelle und Besoldung**, als bloß die Versicherung noch hinzuzufügen: daß mein Herr Schwiegervater, im Fall Hr. Hatzel sich wirklich zu diesem Geschäfte qualificiren, und man in der Länge auch zufrieden seyn sollte, es gewiß nicht umsonst von ihm verlangen würde." Dennoch schrieb Herr von Forstner im Herbste 1790 von Gahrenberge aus an mich: ob mir denn noch immer keine Besoldung festgesetzt sey; wo nicht, so sollte ich ihm schreiben, und er würde sich genöthiget sehen, vermöge der Zusicherung, die mir durch ihn gemacht worden sey, deshalb anfragen zu müssen.

Und nun kein Wort mehr; — auch würde ich nie ein Wort über die Wirthschaft grosser Landgüter ꝛc. verloren haben, wenn ich nicht besondere Veranlassung gehabt hätte.

Feh-

Fehler,

die sich durch den Druck und im Manuscripte eingeschlichen haben, z. B. grosser, statt großer; anschliessen st. anschließen; musten st. mußten; einmal st. einmahl; dem Grund st. dem Grunde; dem Ertrag st. dem Ertrage; zweckmäsig st. zweckmäßig, einem Mann st. Manne; im Brief st. Briefe, und mehrere andere bitte ich gütigst zu verbessern. Der Gegenstand der Sache ließ mir die Geduld nicht, das Manuscript noch einmahl durch zu sehen. Künftig werde ich ähnliche Fehler zu vermeiden suchen, wovon **Reinhards Lebensgeschichte**, die nächstens im Drucke erscheint, und worauf in der Claßischen Buchhandlung in Heilbronn Subscription angenommen wird, ein Beweis seyn wird.

Hatzel, Adam Heinrich,

Adam Heinrich Hatzel's Briefe über die Wirthschaft grosser Landgüter und ü
ber die Ursachen des geringen Ertrags derselben

Heilbronn am Neckar 1796

Oecon. 804 w
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10295724-5
VD18 15330532